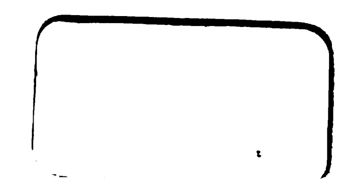

MUS.
45.138.
10.5







Die

Karl Knorr'sche Sammlung

von

Benin-Altertümern

im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart.

Im Auftrag des Vorstandes beschrieben

von

Felix v. Luschan.

Mit 72 Abbildungen
auf 12 Tafeln und im Text.

Sonderabdruck aus dem XVII. u. XVIII. Jahresbericht des
Württ. Vereins für Handelsgeographie.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.
1901.

**Das Papier für Text und Tafeln stammt aus der Gust. Schaeuffelen'schen
Papierfabrik in Heilbronn a. N.**

Inhalt.

Seite

I.

Reisende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts berichten ausführlich von grossen Negerreichen, die sie in Ober-Guinea vorgefunden. Aschante, Dahomey, Yoruba und Benin waren damals nicht nur politisch und militärisch mächtige Staatengebilde, sondern auch im Besitze einer eigenartigen einheimischen Kultur. Damals entwickelten sich auch rasch ausgebreitete Handelsbeziehungen mit Europa, und viele Küstenorte, nach denen heute nur Schnaps und allenfalls Schiesspulver eingeführt wird, wurden zu kaufkräftigen Absatzgebieten für die besten europäischen Handelswaren; selbst orientalische Seidenstoffe und türkische Teppiche gelangten damals nach der Gold- und Sklavenküste, wie zeitgenössische Berichte lehren. Ganz besonders in Benin fanden die Reisenden eine so merkwürdige und eigenartige Kultur vor, dass ihre Erzählungen nicht ernst genommen wurden, als man sich in den letzten Jahrzehnten wieder etwas mit der Völkerkunde von Westafrika zu beschäftigen anfing. So hat in neuerer Zeit wohl niemand für wahr gehalten, was z. B. der alte Dapper 1670 in seiner »umbständlichen Beschreibung von Africa« erzählt, dass der Palast des Königs von Benin so gross sei, als die Stadt Harlem, und viereckige »Lustgänge« enthalte, so gross als die Börse zu Amsterdam, und dass deren Dach auf hölzernen Pfeilern ruhe »welche von unten bis nach oben zu mit Missinge überzogen, darauf ihre Kriegsthaten und Feldschlachten seynd abgebildet«.

In der That ist uns die eigentliche Geschichte all dieser Negerreiche heute noch fast unbekannt. Ebenso wie fast alle anderen afrikanischen Küstenstaaten schlossen sie sich von den Europäern vollkommen ab, sobald sie einmal anfingen, die ungeheure Gefahr zu begreifen, die ihnen aus dem brutalen Sklavenhandel dieser weissen Wilden drohte. Lange genug hatten die Neger schweigend und beinahe stumpfsinnig zugesehen, wie man ihnen für kindischen Tand oder mit List und Gewalt Jahr um Jahr viele Tausende ihrer Brüder auf Nimmerwiedersehen nach Amerika verschleppte — aber endlich besannen sie sich der Gefahr und verschlossen dann ihr Land so vollkommen, dass selbst das damals schon reich gegliederte Kartenbild von Afrika aus dem Gedächtnis der europäischen Menschheit verschwand und in den grossen weissen Fleck verwandelt wurde, den man vor einigen Jahren noch als »Karte von Afrika« in den Schulen gezeigt bekam.

So kann man in der That sagen, dass mit der Entdeckung und Erschliessung Amerikas Afrika wieder in die alte Vergessenheit zurücksank. Die Berichte der alten Reisenden und Kaufleute und sogar ihre geographischen Karten und Aufnahmen waren zwar in zahlreichen grossen Druckwerken niedergelegt, aber sie blieben in den Bibliotheken vergraben, unbeachtet, als phantastischer Kram, der keine Beachtung verdiene.

Indessen hatte im Westen wie im Osten von Afrika der europäische Einfluss nachgewirkt wie ein zersetzendes Gift. Das tropische Ostafrika, das im Begriffe gewesen war, sich zu einem zweiten Indien zu entwickeln, verfiel ebenso wie die Reiche an der Guineaküste und der koloniale Aufschwung der letzten Jahrzehnte enthüllte uns da und dort nur Bilder des tiefsten Verfalles. In Aschante und in Dahomey war allerdings noch ein Rest von militärischer Organisation erhalten geblieben, der den Engländern und den Franzosen noch gewaltig zu schaffen machte, und bei manchen Inlandstämmen fand sich die feste Überzeugung, dass der Herrscher keinen Weissen schauen dürfe, weil er sonst sterben müsse. So war auch Benin, das grosse, mächtige, glänzende Benin des sechzehnten Jahrhunderts, in Vergessenheit und in Verfall geraten; einige wenige Reisende unserer Zeit, besonders der energische Burton, waren zwar bis in die Hauptstadt vorgedrungen, aber sie haben wenig gesehen, was sie irgendwie besonders überrascht oder aufgeregt hätte. Denn auch die vielen Menschenopfer, wegen deren Benin berüchtigt war und von denen fast jeder neuere Reisende aus eigener Anschauung zu berichten wusste, konnten nicht auffallen; von Aschante und von Dahomey her wusste man ja, wie es in Ober-Guinea zuging und wie gering da das menschliche Leben geschätzt wurde. Die wahnsinnige Willkür, mit der Hunderte und Tausende treuer Unterthanen hingeschlachtet wurden, um einem verstorbenen Herrscher ins Jenseits zu folgen oder ihm an Festtagen Nachricht von seinen Angehörigen zu bringen, war allgemein bekannt. Man hatte sogar eine Art von nationalökonomischer Erklärung und Entschuldigung für diese Massenschlächtereien gefunden und suchte nachzuweisen, dass mit dem Authören des Sklavenexportes nach Amerika eine ungeheure Übervölkerung Ober-Guineas eingetreten sei und dass die Menschenopfer daher nur als ein natürliches Ventil zur Wiederherstellung des alten Gleichgewichts zu gelten hätten.

Jedenfalls waren die Benin-Leute ängstlich bemüht, alle Europäer von sich und ihrer Hauptstadt fernzuhalten und sie würden vielleicht noch viele Jahrzehnte lang von den modernen Kolonisationsbestrebungen verschont geblieben sein, wenn sie nicht 1893 nahe ihrer Landesgrenze eine englische Reisegesellschaft niedergemetzelt

und so eine grosse Strafexpedition veranlasst hätten, die am 27. August 1897 zur vollständigen Zerstörung ihrer Hauptstadt und ihres Reiches führte. Und an diesen Tag knüpft sich die grösste Überraschung, welche jemals der Völkerkunde zu teil geworden ist, die Auffindung von vielen hundert alten Kunstwerken aus Erz und Elfenbein. Einstweilen sind drei Jahre seit diesem denkwürdigen Tag vergangen, aber noch kann man kaum absehen, welche grosse Summe von Belehrung und Genuss uns durch diesen Fund erwachsen ist und noch weiter erwachsen wird.

Zunächst waren natürlich die Bemühungen der Fachleute mehr darauf gerichtet, den einzelnen Sammlungen einen möglichst grossen Anteil an dem Funde zu sichern, als darauf, die Stücke selbst ernsthaft zu studieren. So begann ein Jagen und Preistreiben, wie es in der Geschichte der ethnographischen Museen unerhört ist und sich wohl niemals wiederholen wird. Dabei zeigte sich die merkwürdige Erscheinung, dass England selbst nicht im stande war, den in einer britischen Kolonie entdeckten und mit britischem Geld und Blut gehobenen Schatz auch ganz allein für das britische Museum zu sichern. Das steht mit der unbegreiflichen und nahezu frevelhaften Geringschätzung im Zusammenhang, welche der Völkerkunde und der ethnographischen Abteilung des Britischen Museums gegenwärtig seitens der Britischen Regierung zu teil wird. Die Mahnrufe eines so ausgezeichneten Forschers und so hochverdienten Beamten wie C. H. Read werden in den Wind geschlagen und die oberste Leitung des Britischen Museums selbst scheint die ethnographische Abteilung nur als ein lästiges Anhängsel zu betrachten, das in jeder Weise niedergedrückt und klein erhalten werden muss. So fehlt es jetzt in London nicht nur an Geld zum Erwerben und an Raum zum Aufstellen von ethnographischen Sammlungen, sondern auch an jenem harmonischen Zusammenarbeiten der Kolonialverwaltung mit den wissenschaftlichen Instituten, das z. B. in Berlin so schöne und wichtige Resultate zeitigt. Deshalb entsprechen die kolonialen Sammlungen im Britischen Museum auch nicht entfernt der politischen Bedeutung des Weltreiches, und so gehen der Wissenschaft Jahr um Jahr kostbare Schätze überhaupt ganz verloren, weil in dem Augenblick, in dem allein sie gehoben werden könnten, der richtige Mann an der richtigen Stelle fehlt.

Ich würde keinerlei Veranlassung haben, britische Verhältnisse hier zu beleuchten, und es würde mir vielleicht mehr zustehen, stillschweigend mich darüber zu freuen, dass die Berliner Sammlung jetzt siebenmal so gross ist, als die Londoner, und in einigen Jahren vielleicht schon zehnmal so gross sein wird — aber über das lokale

Interesse hinaus giebt es ein allgemein menschliches, und dieses erfordert, dass auch in England selbst endlich begonnen wird, der ethnographischen Erforschung wenigstens der eigenen Schutzgebiete jenen Grad von amtlichem Wohlwollen entgegenzubringen, der durch den Ernst der Lage geboten ist. Denn ethnographische Sammlungen und Beobachtungen können entweder jetzt, in zwölfter Stunde noch gemacht werden, oder überhaupt nicht. Alte Kupferstiche und Bilder wird man auch in hundert Jahren noch kaufen oder wenigstens studieren können, genau wie heute, weil sie im Kunsthandel und in allerhand Sammlungen sorgfältig konserviert werden — der ethnographische Besitz der Naturvölker schwindet aber unrettbar dahin vor dem zersetzenden Einfluss einer fremden Kultur. Handel und Verkehr, Missionare und Beamte arbeiten heute alle gleichmässig an dieser Zertrümmerung des Alten, und je energischer die materielle Besitzergreifung, um so gründlicher und schonungsloser ist auch die Zerstörung der alten Sitten und Gebräuche. Diese müssen jetzt studiert und für die Nachwelt festgehalten werden oder sie bleiben der Wissenschaft für ewig verloren. In diesem Sinne schien mir dieser Excurs im allgemeinen ein *nobile officium*, dem ich mich nicht entziehen durfte, auch wenn ich voraussehe, hier und dort bei kleinen Geistern anzustossen, aber er schien mir auch im besonderen nötig, um zu zeigen, wie es überhaupt möglich geworden ist, dass auch nur ein einziges Stück der englischen Kriegsbeute von Benin in eine kontinentale Sammlung gelangen konnte.

Der weitaus grösste Teil der in Benin entdeckten Altertümer kam nach Lagos. Da wurden die geschnitzten Elephantenzähne als »schadhaftes Elfenbein« verkauft und mit den erzenen Bildwerken nach London und Hamburg versandt. Nur ein sehr kleiner Teil kam in den wirklichen Besitz des Britischen Museums, aber es gelang C. H. Read immerhin, einige hundert Platten als »Leihgabe« des Auswärtigen Amtes dauernd für die heimische Sammlung zu sichern. Gegenwärtig befindet sich die weitaus grösste und bedeutendste Sammlung von Benin-Altertümern mit zahlreichen Rundskulpturen und plastischen Gruppen in Berlin. Kleinere Sammlungen kamen nach Dresden, Hamburg, Köln, Leiden, Leipzig, Liverpool, München, Stuttgart und Wien, einzelne Stücke leider auch in Privatbesitz und besonders auf englischen Landsitzen dürfte manches Wertvolle unbeachtet bleiben und allmählig zu Grunde gehen.

In dem hier folgenden Berichte habe ich mich nur mit jenem Teile der Stuttgarter Sammlung zu beschäftigen, der durch die grossartige Munifizenz und das energisch rasche Eingreifen eines Heilbronner Bürgers, des Kommerzienrats Karl Knorr, erworben wurde und

auf diese Weise für Württemberg und Deutschland erhalten blieb. Die von Herrn Karl Knorr geschenkte Sammlung befindet sich in Stuttgart, in dem unter der thätigen Leitung des Vorstandes, Herr Graf Carl v. Linden, rasch zu hoher Blüte herangewachsenen ethnographischen Museum des Württ. Vereins für Handelsgeographie.[1]) Diese Sammlung enthält keine Schnitzwerke aus Elfenbein, aber so viele und so gute Bildwerke aus Erz, dass ihre monographische Bearbeitung auch dem Fernerstehenden eine ungefähre Vorstellung davon vermitteln kann, was der Name Benin fortab für die Völkerkunde bedeutet. Ich bin deshalb der ehrenvollen Aufforderung, die Karl Knorrsche Sammlung zu beschreiben, mit um so grösserer Freude nachgekommen, als ich es für erwünscht halte, dass jedes einzelne Stück, das überhaupt aus Benin gerettet wurde, für sich beschrieben und abgebildet wird. Das Britische Museum hat seinen Bestand bereits veröffentlicht und eine ganz grosse und erschöpfende Bearbeitung der Berliner Sammlung steht in Aussicht; hoffentlich werden auch die anderen Museen ihren Bestand bald allgemein zugänglich machen.

Einstweilen gebe ich aber im folgenden eine genaue Einzelbeschreibung der Karl Knorrschen Sammlung. Ich habe ihr nur einige wenige allgemeine Bemerkungen vorauszusenden, meist in wörtlicher Anlehnung an einen vorläufigen Bericht[2]), den ich 1898 über die ersten Benin-Erwerbungen des Berliner Museums abgestattet habe. Andere allgemeine Bemerkungen sollen von Fall zu Fall mit einzelnen Abschnitten der Einzelbeschreibung verknüpft werden, da es mir hier nicht auf eine streng logisch gegliederte Abhandlung ankommt, sondern ganz allein nur darauf, an der Hand der Karl Knorrschen Sammlung den Leser möglichst rasch und einfach über die Bedeutung der Benin-Funde zu orientieren.

In ähnlicher Weise wird hier zwar jedes einzelne Stück der Karl Knorrschen Sammlung abgebildet, aber unter völligem Verzicht auf einen einheitlichen Maassstab. Die wirkliche Grösse der einzelnen Stücke kann aus der am Schlusse mitgeteilten Tabelle ersehen werden; für die Abbildungen wurde ein Maassstab gewählt, wie er gerade für das einzelne Stück am geeignetsten erschien. Da dieser Bericht in grosser Auflage gedruckt werden soll, wurden aus Sparsamkeit alle Abbildungen in Zinkätzung hergestellt, aber bei Stücken mit viel

[1]) Ausser der im folgenden ausführlich geschilderten Karl Knorrschen Sammlung hat das genannte Museum durch die Güte verschiedener Herren noch eine weitere Anzahl hervorragender Benin-Altertümer erhalten. Von Herrn Prof. Dr. Hans Meyer in Leipzig zwei geschnitzte Elefantenzähne und einige, zum Teil zweifigurige, prächtige Platten; von Herrn Kommerzienrat Rautenstrauch in Köln eine Glocke; von Herrn Dr. Max Schöller in Berlin einen Kopf.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie. Verh. S. 146 ff.

Details ein so grosser Maassstab gewählt, dass man den Verzicht auf Lichtdruck nicht als allzugrossen Mangel empfinden dürfte.

Im übrigen beziehen sich die allgemeinen Bemerkungen, die ich hier sonst noch vorauszusenden habe, im wesentlichen auf die folgenden Punkte:

A. Art der dargestellten Gegenstände.
B. Stil.
C. Technik.
D. Material.
E. Erhaltung.

A. Art der dargestellten Gegenstände.

Unter den dargestellten Gegenständen der Benin-Kunst finden sich eine Anzahl von etwa lebensgrossen Negerköpfen, mehrere gleichfalls lebensgrosse Hähne und Geparden und verschiedene Gruppen und Einzelfiguren, alles in runder Behandlung, und dann eine grosse Zahl von rechteckigen Platten in Hochrelief, fast ausschliesslich mit ganzen Figuren, fast stets genau von vorne gesehen und meist Neger darstellend; aber auch einzelne Europäer erscheinen auf diesen Platten, in europäischer Kleidung und mit europäischen Waffen. Die weitaus grösste Mehrzahl der Platten trägt nur eine einzige Figur, es giebt aber mehrere mit zwei solchen, und einzelne Platten zeigen auch ganze Gruppen von fünf und mehr Figuren. Schliesslich giebt es auch Platten, auf denen nur Tiere abgebildet sind, so Schlangen, Krokodile, Fische und Panther; auf anderen Platten erscheint nur der Kopf eines Krokodiles oder eines Rindes. Eine Anzahl von Platten ist an den vier Ecken mit Rosetten oder sternartigen Figuren geschmückt, andere haben an deren Stelle Halbmonde oder auch Fische oder Köpfe von Krokodilen — alles in recht hohem Relief.

Natürlich interessieren uns in all diesem grossen Reichtum von Darstellungen am meisten die Menschen, vor allem, in rein ethnographischer Hinsicht, die Neger; aber auch die Europäer sind uns wichtig, besonders wegen der Zeitbestimmung, die durch ihre Tracht und Bewaffnung mit grosser Sicherheit gewährleistet wird. Bei den Negerdarstellungen möchte ich hier nur kurz auf Kleidung, Kopftracht, Bewaffnung, Tätowierung, Schmuck, sowie auf einige Musikinstrumente aufmerksam machen, um wenigstens andeutend auf die unendlich reiche Quelle von ethnographischer Belehrung hinzuweisen, die uns durch diese Bildwerke erschlossen ist.

Von einer schier unermesslichen Mannigfaltigkeit ist die Kopftracht. Wir haben da vier oder fünf verschiedene Formen von Helmen, einige mit grosser sagittaler Kammleiste, andere korbartig geflochten und teilweise von ganz ungewöhnlichen Dimensionen und

von zuckerhutähnlichen Formen. Bei manchen dieser Helme zeigt sich das Flechtwerk mit grossen Perlen geschmückt, die wir uns wohl als aus Achat und anderen Steinen, aber auch aus echten Korallen und aus Glas bestehend zu denken haben; auch die berühmten Akori-Perlen werden uns von alten Reisenden gerade im Zusammenhang mit Benin genannt; so berichtet schon Dapper 1670, dass europäische Kaufleute »Akori« in Benin aufkaufen und nach der Goldküste verhandeln — »Akori, welches ein blaues Koral ist, das man mit Tauchen aus dem Grunde hohlet, denn es wachset, eben wie anderes Koral auf einem steinichten Grunde im Wasser. Dieses Akori, davon die Einwohner länglich-runde Korallen zu schleifen wissen, führen die Holländer an den Goldstrand und verhandeln sie alda den Schwarzen, derer Frauen sie zur Zierde in den Haaren tragen.«

Viele Neger sind auch ganz ohne Kopfbedeckung dargestellt; dann erscheint das Haupthaar meist kurz mit kleinen Fil-fil-Körnern oder kurzen Spiralen, nur selten, und auch da nur bei Leuten, deren sonstiges Äussere den Gedanken an auswärtige Herkunft nahelegt, in langen Zotteln, wie wir solche noch jetzt von manchen Sudanesen kennen, die als Musikanten und Gaukler im Lande umherziehen.

Unter den Waffen sind Schild und Speer sichtlich die vornehmsten. Die Schilde scheinen aus Flechtwerk hergestellt, mit Fell bespannt und mit einem Stück Eisenblech beschlagen gewesen zu sein, doch dürfte es sich empfehlen, diese Auffassung wenigstens vorläufig noch nicht als völlig gesichert zu betrachten. Die Speere sind kurze starke Stossspeere mit langen, schmalen, schilfblattförmigen, oft reich verzierten Klingen. Von Schwertern sind zwei ganz verschiedene Typen mehrfach vertreten; die häufigere Form ist sehr breit, genau symmetrisch, mit bauchigen Schneiden etwa in der Art, die wir von den Baluba und Bakuba kennen, aber mit langem, dünnem Griff und einer grossen, kreisrunden Schlinge am Ende desselben; seltener ist die zweite Form: lang, am Griffende dick und schmal, oben breiter, meist ganz unsymmetrisch geschweift, nur an einer Seite schneidend.

Ganz besonders merkwürdig sind die Bogen; sie kommen zwar nur auf wenigen Stücken zur Beobachtung, aber sie scheinen ausnahmslos »zusammengesetzt« zu sein! Das Vorkommen solcher zusammengesetzter, also asiatischer Bogen in Afrika ist zwar nicht völlig ohne Analogie. Schon aus dem alten Ägypten sind zwei solche Bogen bekannt, und auch in neuerer Zeit sind solche Bogen mit den Arabern nach der Nordküste von Afrika gelangt — aber für die Guineaküste erscheint das Auftreten zusammengesetzter Bogen doch im hohen Grade auffallend; natürlich werden wir da in erster

Linie an fremden Import denken müssen, der anscheinend nur kurze Zeit bestanden und bald ohne Hinterlassung irgend einer anderen Spur wieder aufgehört hat; wenigstens sind die Bogen, die wir heute von der Guineaküste kennen, ausnahmslos einfach. Das linke Handgelenk wurde durch ein grosses rundliches Kissen gegen den Rückschlag der Bogenschnur geschützt, was bei dem straffen und stark gekrümmten asiatischen Bogen vielleicht kaum nötig war und möglicherweise auch als ein Überrest aus der Zeit der einfachen einheimischen Bogen angesehen werden könnte.

Unter dem Schmuck sind ganz ungeheure Mengen von Halsschnüren mit Perlen an erster Stelle zu nennen. Bei der Mehrzahl der Bildwerke hüllen sie den ganzen Hals und das Kinn ein, ja sie bedecken oft wie ein Litham den Mund und lassen kaum die Nasenlöcher für die Atmung frei. Als Material für diese Perlen ist in erster Linie wohl Glas zu denken, und dass es sich dabei um europäische Fabrikate handelte, ist mehr als wahrscheinlich, wenn auch teilweise einheimische Herstellung, z. B. für die »Akori«, nicht ausgeschlossen ist. Gerade die Akori-Frage wird, in Zusammenhang mit den Benin-Altertümern gebracht, vielleicht noch in neues Licht treten. Inzwischen steht aus alten Angaben und neuen Funden fest, dass auch echte rote Korallen nach der Guineaküste eingeführt wurden, und ebenso wissen wir von Achat- und anderen harten Steinperlen, dass sie sowohl importiert als auch mehrfach in Westafrika selbst hergestellt wurden.

Neben den Perlenschnüren, die aber nicht nur den Hals einhüllten, sondern oft auch um die Schultern und um die Hüften getragen wurden, sind unter den Schmuckgegenständen Arm- und Fussbänder am meisten auffallend. Beide sind oft von ganz ungewöhnlicher Breite; wie mehrfach erhaltene Originale zeigen, waren die breiten Armringe aus Bronze oder Messing gegossen oder auch aus Elfenbein geschnitzt und nicht selten mit einem höchst bemerkenswerten Aufwand von Kunst und Geschicklichkeit hergestellt.

Die Tätowierung beschränkte sich bei den meisten Leuten, ähnlich wie noch heute in Benin, auf einige lange, schmale, vertikale Linien auf der Vorderseite des Rumpfes und auf je drei oder vier Linien über der Brauengegend auf der Stirne; nur bei einer kleinen Minderzahl erscheint eine reichere Tätowierung, und das fast stets nur bei Leuten, für die aus anderen Umständen auf fremde Stammeszugehörigkeit geschlossen werden kann.

Sehr einfach scheinen die Musikinstrumente der alten Benin-Leute gewesen zu sein; Signalhörner, von denen vielfach auch Originale erhalten sind, waren wohl die häufigsten musikalischen In-

strumente; zwei Formen von Trommeln kommen mehrfach vor, aber nur ein einziges Mal ein Saiteninstrument; sonst waren noch Glocken in sehr grosser Zahl verbreitet, die meist um den Hals getragen wurden und gewöhnlich reich verziert waren; andere Glocken, welche die Form von Bechern hatten und einzeln oder zu zweien mit Stäben angeschlagen wurden, gleichen denen, die wir noch heute vielfach in Westafrika, besonders bei den Fan-Völkern, finden.

Von der Tracht der Europäer will ich hier nur soviel sagen, dass alles, was mir bisher von solcher an Benin-Bronzen bekannt geworden ist, auf die westeuropäische Kleidung des späten 15., sowie des 16. und 17. Jahrhunderts zu beziehen ist. Auch die Bewaffnung (Handkanonen, Steinschlossgewehre, Degen, Piken u. s. w.) kann nur auf diese Zeit zurückgeführt werden. Da nun die Bronzeplatten mit Europäern zweifellos völlig gleichartig und gleichaltrig sind mit denen, welche Darstellungen von Negern tragen, und da sogar ab und zu auf ein und demselben Kunstwerk sowohl Europäer als Neger dargestellt sind, so geben uns die Europäer — wie typische Leitfossilien — einen absolut zuverlässigen Anhalt für das Alter der Benin-Kunst. Allerdings sind die Darstellungen mit Europäern relativ sehr spärlich, und es ist von vornherein klar, dass eine so hochentwickelte Kunst nicht fertig aufgetreten sein kann, und auch, dass sie, immer schlechter werdend, sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, will ich hier nur andeuten — aber es ist, von mehreren anderen Verhältnissen ganz abgesehen, allein schon durch die Tracht und Bewaffnung der auf den Benin-Altertümern erscheinenden Europäer einwandfrei festzustellen, dass die Kunst von Benin ihren Höhepunkt im 16. und 17. Jahrhundert erreicht hat.

B. Der Stil der Kunstwerke.

Dieser ist rein afrikanisch, durchaus und ausschliesslich ganz allein afrikanisch. Hier von assyrischen oder phönizischen Formen reden, heisst einfach beweisen, dass man weder diese kennt, noch die moderne afrikanische Kunst. Die Berliner Sammlung besitzt bekanntlich eine grosse Reihe von modernen afrikanischen Köpfen und Figuren; unter diesen ist vielleicht die schönste von allen die bereits mehrfach abgebildete Porträtfigur eines Baluba-Herrschers, die Stabsarzt Wolf, der Genosse v. Wissmanns, eingesandt hat. Betrachtet man an dieser Figur alles, was an ihr eigentümlich ist, vor allem auch ihre Fehler, die völlig falschen Verhältnisse, das zwar besonders liebevolle, aber auch durchaus übertriebene Betonen der dem europäischen Künstler unwesentlich erscheinenden Details der Kleidung,

Bewaffnung und Tätowierung und dagegen die völlig schematische Behandlung der Gesichtszüge und die flüchtige, rohe Behandlung der Füsse und Hände, so wird man an dieser einen Figur mehr über das Wesen der Negerkunst lernen können, als aus langen theoretischen Abhandlungen. Aber sobald wir diese eine Figur und die vielen Hunderte, die ihr verwandt sind, ohne sie ganz zu erreichen, als afrikanisch erkennen, so müssen wir auch den Stil aller Benin-Kunstwerke als durchaus afrikanisch bezeichnen. Ich kann das hier nicht weiter ausführen, aber ich möchte dies hier wenigstens als meinen persönlichen Standpunkt feststellen, weil ich täglich sehe, dass Andere anderer Meinung sind.

C. Die Technik.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Technik dieser Kunstwerke, so gelangen wir zu einem der wichtigsten Abschnitte unserer Untersuchung. Diese Benin-Arbeiten stehen nämlich auf der höchsten Höhe der europäischen Gusstechnik. Benvenuto Cellini hätte sie nicht besser giessen können und niemand weder vor ihm noch nach ihm, bis auf den heutigen Tag. Diese Bronzen stehen technisch auf der höchsten Höhe des überhaupt Erreichbaren. Es handelt sich bei sämtlichen mir bekannt gewordenen Stücken, mit einer einzigen Ausnahme, um sogenannten Guss in verlorener Form, also um das, was die Italiener *cera perduta,* die Franzosen *cire perdue* nennen. Vielen der Leser wird dieses bei uns übrigens bereits in prähistorischer Zeit ab und zu geübte Verfahren bekannt sein, wenn nicht aus praktischer Erfahrung, so doch aus Goethes Benvenuto Cellini. Gleichwohl sei hier kurz angegeben, dass bei dieser Technik zuerst ein Wachsmodell hergestellt werden muss, das genau so aussieht, wie der später zu giessende Gegenstand. Wo es sich nicht um Flächen, sondern um grosse massive Gegenstände handelt, wird erst ein Kern aus Thon geformt und erst um diesen herum die dünne Wachsschicht des Modells; in der unverrückbaren Sicherung dieses Kernes liegt eine der grössten Schwierigkeiten des Verfahrens. Auch überall da, wo aus der Fläche grössere Figuren halbrund vortreten, sehen wir sie in Benin hohl gegossen, nicht etwa, um Wachs oder Bronze zu sparen, wie selbst Read und Dalton annehmen, sondern nur, um eine möglichst gleichmässige Dicke der ganzen Bronzeschichte, also damit eine gleichmässige Erkaltung der Masse zu sichern und dadurch ungleichmässiges Zusammenziehen und die Bildung von Rissen zu vermeiden. Ist das Wachsmodell fertig, so wird es ganz mit einem Mantel aus einer möglichst feinkörnigen geschlemmten Masse umgeben, die bei uns gegenwärtig im wesentlichen aus Ziegelmehl

und Gipsbrei besteht. Jedenfalls muss sie starr werden und ganz austrocknen können. Dann werden Luftlöcher und trichterförmige Stellen für den Einguss angebracht, und zwar thunlichst immer an solchen Stellen, die später nicht sichtbar sind, also zunächst auf den Kanten der Platten oder auf der Unterseite der runden Bildwerke. Lässt man dann das Wachs am Feuer ausschmelzen, so erhält man eine völlig nahtlose Hohlform, die man nur mit flüssigem Erz auszugiessen und dann nach dem Erkalten zu zerschlagen braucht, um einen wirklichen Bronzeguss nach dem Wachsmodell zu erhalten. Es liegt in der Natur der Sache, dass die Praxis dieses Verfahrens nicht so einfach ist als die Theorie, und dass selbst jahrelange Erfahrung nicht immer ausreicht, vor Fehlgüssen zu sichern. Wie gross und fast unberechenbar die Schwierigkeiten dieser Technik sind, ist in weiteren Kreisen durch Cellinis Gespräche mit dem Herzog bekannt geworden, würde aber auch durch blosses Nachdenken oder etwa durch Betrachtung der Preise zu erschliessen sein, die heute für Arbeiten in Bronzeguss gefordert und bezahlt werden.

Im übrigen ist das Kunstwerk mit dem Gusse noch lange nicht beendet; so wie es aus den Trümmern der Form herausgeschält wird, ist es mit der rauhen Gusshaut bedeckt und mit zahlreichen Unregelmässigkeiten behaftet, die auch bei sonst tadellos gelungenem Gusse eigentlich so gut wie unvermeidlich sind. Ausserdem werden gewisse feinere Details und Flächenverzierungen niemals schon im Wachsmodelle zum Ausdruck gebracht, weil sie im Gusse viel zu ungleichmässig kommen würden — es beginnt also nach Vollendung des Rohgusses erst die weitere Arbeit des Ziselierens und die Behandlung mit Feilen, Hämmern und Punzen aller Art. Auch diese Arbeiten sind bei den Benin-Bronzen mit grösster Sorgfalt und Virtuosität durchgeführt, und von einigen unserer Platten sagt mir ein kompetenter Fachmann, dass er sechs, acht Monate und länger an einem Stücke zu thun gehabt hätte. Ausserdem bezeichnen die Fachleute den oft fast runden Charakter der Reliefs als besonders auffallend und wundern sich über die üppige, oft geradezu gesucht ausschweifende Anwendung von unterschnittenen Details, die natürlich auch schon den Guss selbst wesentlich erschwert. Aber immer ist es die mühevolle Durchführung der Ziselierarbeit, die uns mindestens ebenso erstaunlich erscheint, als die absolute Meisterschaft in der Beherrschung der Gusstechnik. Unter den etwa tausend Benin-Bronzen, die ich bisher gesehen habe, sind nur wenige völlig ohne jede Ziselierung; eines der Stücke ist im Gusse misslungen, anscheinend, weil das Metall nicht reichte, die Form ganz zu füllen, und ist deshalb unvollendet geblieben und wohl zum Wiedereinschmelzen bestimmt ge-

wesen; bei einigen anderen Stücken, besonders bei mehreren grossen Köpfen von der Art der hier Fig. 58 abgebildeten, ist die Ziselierung nicht ganz durchgeführt und beschränkt sich mehr auf die vorderen Partien, während die Hinterseite noch die ursprüngliche Gusshaut behalten hat; aber auch das sind Ausnahmen und ausserdem Stücke, die schon einer etwas späteren Zeit anzugehören scheinen; — bei der grossen Mehrzahl der Stücke ist die Ziselierung durchaus gleichmässig zu Ende geführt und spricht für ein sehr verfeinertes Kunstgefühl.

Bei sämtlichen Platten, die ich überhaupt kenne, ist zunächst der flache Grund, von dem sich die Figuren abheben, nachträglich, nach dem Gusse, durch Behandlung mit Punzen mit einer Art Blumenmuster bedeckt, das hier besonders schön auf den Abbildungen 1, 7, 8, 10 und 14 ersichtlich ist. Ebenso ist auf die Lendenschurze häufig ein sehr reiches Muster gepunzt, in dem merkwürdige gekrönte Köpfe, meist von vorne gesehen, ganz besonders auffallend sind. Aber auch die ganze Oberfläche der Figuren selbst ist höchst sorgfältig überarbeitet, und besonders in den Gesichtern ist ein hoher Grad von Vollendung erreicht. Dasselbe gilt von der Bearbeitung der Rundfiguren und auch von den Hähnen und Geparden; bei diesen ist das Gefieder und die Zeichnung der Flecken meist nur durch Punzierung zum Ausdruck gebracht. Dass zu alledem Punzen und andere Werkzeuge aus Stahl nötig waren, wird mir von Technikern, die ich darüber befragen konnte, mit der allergrössten Sicherheit angegeben. Das Material der meisten Stücke ist, wie ich mich selbst überzeugt habe, so hart, dass selbst ganz harte Stahlpunzen nur ein sehr langsames Arbeiten gestatten; persönlich habe ich in dieser Sache keine eigene Erfahrung, ich darf aber gerade an dieser Stelle auf die vielen Kontroversen verweisen, welche die Prähistoriker durchgefochten haben, als es sich darum handelte, zu entscheiden, ob die feinen Verzierungen an alten Bronzen mit oder ohne eiserne Punzen hergestellt worden sein konnten.

Die Geschichte dieser Technik, sowohl des cire perdue-Gusses als des Ziselierens, kann ich an dieser Stelle nicht erörtern; ich darf aber daran erinnern, dass sie jedenfalls in Europa schon in prähistorischer Zeit bekannt war, dass sie durch Cellini vielleicht zu ihrer grössten Blüte kam, dass sie aber um diese Zeit auch sonst in Italien, Deutschland und Frankreich zu grosser Meisterschaft entwickelt wurde. Weniger allgemein bekannt ist aber, dass dieselbe Technik heute noch in ganz Guinea geübt wird. Jedes grössere ethnographische Museum besitzt Proben von Aschanti-Goldgewichten oder grössere Figuren und ganze Gruppen, die in der gleichen Art aus

Messing gegossen und dann, allerdings meist sehr roh, mit Feilen und Punzen überarbeitet sind. Es ist freilich richtig, dass diese grösseren Figuren und Gruppen nicht viel Anziehendes haben, aber es giebt doch auch unter ihnen wenigstens einige Stücke, die einen feineren Formsinn verraten und sowohl künstlerisch als technisch über die grosse Masse der ähnlichen Stücke weit emporragen. Andererseits sind gerade unter den kleineren sogenannten Goldgewichten der Aschanti zahlreiche, ganz vorzüglich gearbeitete Stücke bekannt, wenn sie bisher auch nirgends ausführlich veröffentlicht sind. Die Berliner Stücke sollen gleichzeitig mit den Benin-Altertümern publiziert werden, ich möchte aber schon jetzt mit grosser Bestimmtheit erklären, dass ein direkter Zusammenhang der gegenwärtigen Bronze- oder Messingtechnik von Oberguinea mit der alten Benin-Kunst als eine völlig ausgemachte Sache zu gelten hat. Die moderne Gusstechnik in Westafrika ist gegenwärtig völlig unabhängig von irgend welchem europäischen Einfluss, nur das Material, Kupfer, Messing, Blei und allerhand mehr oder weniger ungleichmässige und willkürliche Legierungen werden heute noch, ebenso wie schon seit Jahrhunderten, aus Europa, meist aus Deutschland, früher meist wohl aus Spanien, eingeführt — als Draht, als Stangen und Barren, aber auch in der Form von »Geldringen«, den sogenannten *manilla's*[1]).

Die alte Benin-Kunst, so wie wir sie jetzt aus den neuesten Erwerbungen kennen lernen, hat also ihre letzten Ausläufer zweifellos in den modernen Arbeiten der Aschanti und von Dahomey; auch an überleitenden Stücken fehlt es nicht, so dass wir wohl eine ununterbrochene Übung durch mehrere Jahrhunderte annehmen müssen; ebenso unterliegt es gar keinem Zweifel, dass auch die eigentliche »grosse Kunst« von Benin selbst nicht die Leistung einiger weniger Jahre gewesen sein kann. Sowohl die sehr grosse Zahl der erhaltenen Kunstwerke als auch ihr höchst ungleicher Wert lassen es durchaus ausgeschlossen erscheinen, dass wir es hier mit der Arbeit eines einzelnen Mannes, etwa gar eines einzelnen Europäers, zu thun haben, der zufällig an den Hof des Königs von Benin gekommen wäre; es geht vielmehr aus einer einfachen Betrachtung der vorhandenen Kunstwerke hervor, dass es sich um eine lange Entwicklung handelt, um die Arbeit einer ganzen Schule, die vielleicht mehrere Menschenalter hindurch thätig war. Nur über die früheren Stadien dieser Entwicklung möchte es geraten erscheinen, sich gegenwärtig nur mit grosser Vorsicht zu äussern. Hat sich die Gusstechnik von Benin aus eigenen, unscheinbaren Anfängen zu der gross-

---

[1]) Vgl. später, S. 19, und auch Dapper, »Afrika«, Amsterdam 1670, S. 499.

artigen Höhe erhoben, die wir jetzt anstaunen, oder liegt hier eine fremde, etwa eine portugiesische oder italienische, vielleicht gar eine deutsche Anregung vor? Ich bin sehr weit davon entfernt, mich jetzt und hier nach der einen oder nach der anderen Richtung öffentlich entscheiden zu wollen, aber ich möchte doch nicht unterlassen, hier so ganz nebenbei an unseren Nürnberger Landsmann Beheim zu erinnern, den Freund von Columbus, der 1484 Diogo Cão als »königlicher Kosmograph« nach Oberguinea begleitete. Wir wissen, dass diese Reise bis an die Congomündung führte, und dass am südlichen Congoufer eine Steinsäule aufgestellt wurde mit dem portugiesischen Wappen und dem Wahrspruch des Prinzen Heinrich des Seefahrers: *Talent de bien faire*. Seit 1485 führt denn der König von Portugal auch den Titel Herr von Guinea. Jedenfalls würden die grossen und kühnen Unternehmungen, die im 15. Jahrhundert von Portugal aus eingeleitet wurden, reiche Gelegenheit geboten haben, an der Guineaküste westeuropäische Motive zu verbreiten oder auch eine westeuropäische Technik einzuführen.

Inzwischen muss die Frage nach dem wirklichen Ursprung der Gusstechnik von Benin noch offen bleiben; in der That scheint es mir auch zunächst von völlig untergeordneter Bedeutung zu sein, ob sie sich unter fremdem Einfluss oder aus sich selbst heraus entwickelt habe — unendlich viel wichtiger scheint mir die Erkenntnis, dass wir überhaupt in Benin für das 16. und 17. Jahrhundert eine einheimische grosse und monumentale Kunst kennen gelernt haben, welche wenigstens in einzelnen Stücken an die zeitgenössische europäische Kunst ebenbürtig heranreicht und dabei mit einer Technik vergesellschaftet ist, die überhaupt auf der Höhe des Erreichbaren steht. Gerade gegenüber der jetzt, besonders in manchen der sogenannten »kolonialen« Kreise, herrschenden Geringschätzung des Negers als solchen scheint mir ein derartiger Nachweis auch eine Art von allgemeiner und moralischer Bedeutung zu haben. Dass es sich aber hier wirklich um eine einheimische Kunst handelt, und dass die uns gegenwärtig vorliegenden Benin-Bronzen wirklich von afrikanischen Negern entworfen und ausgeführt wurden, das halte ich schon jetzt für völlig ausgemacht.

Ich habe diese Überzeugung vom ersten Augenblicke meiner Bekanntschaft mit diesen Bronzen gehabt, und sie hat sich seither trotz mehrfach aus den Kreisen meiner Freunde geäusserten Bedenken immer mehr und mehr gefestigt. Besonders zwei Einwürfe, die mir wiederholt gemacht wurden, kann ich hier nicht unerwähnt lassen. Der eine betrifft das Vorhandensein von Europäer-Darstellungen auf einzelnen Benin-Bronzen, der andere betont die zweifellos euro-

päischen und sogar direkt heraldischen Motive, die an einigen Benin-Altertümern zur Verwendung gekommen sind. Ich kann diese beiden Einwürfe als berechtigt nicht gelten lassen. Mit genau demselben Rechte könnte einer die Darstellung eines holländischen Admirals auf einem alten japanischen Lackkasten herausgreifen und aus ihr nachweisen, dass die japanische Lacktechnik aus Holland stammt; mit demselben Rechte auch würde ein Zweiter nachweisen können, dass die Porzellantechnik aus Brandenburg stammt, weil er zufällig auf einem alten chinesischen Teller das Wappen einer Brandenburger Familie gesehen hat. In beiden Fällen würden unwesentliche Beeinflussungen für wesentliche gehalten und dadurch an und für sich einfache und leicht zu erklärende Thatsachen völlig missverstanden worden sein. In gleicher Weise liegt auch für Benin die Gefahr von Trugschlüssen sicher nahe genug, aber ich glaube, dass auch da die genauere Erwägung der thatsächlich vorhandenen und bekannten Beziehungen die Gefahr beseitigen oder wenigstens verringern würde.

Wissenschaftlich ist übrigens die Frage, wie gross oder wie gering der europäische Einfluss auf die Entwicklung der Gusstechnik von Benin gewesen sein mag, nur von ganz geringer Bedeutung im Vergleiche mit den grossartigen Aufschlüssen, die wir aus den Benin-Altertümern für die Völkerkunde Afrikas in früheren Jahrhunderten gewinnen. Wie in einem grossen ethnographischen Prachtwerke und mit fast photographischer Treue sehen wir da die Benin-Leute des 16. und 17. Jahrhunderts vor uns, greifbar und in wahrhaft monumentaler Form. Darin liegt für uns der grosse Wert dieser Altertümer und nicht in einer technischen Spezialfrage.

D. Das Material.

Dieses ist schon dem äusseren Ansehen nach ein sehr wechselndes. Es ist sicher, dass die Legierungen hergestellt wurden, wie es sich eben traf, entweder ungleichmässig, willkürlich und unordentlich, oder doch in einer Art von hilflosem Anschluss an die im Tauschhandel eingehenden Barren und Ringe von stets wechselnder Beschaffenheit. Genaue Analysen[1]) liegen bisher nur aus England vor; ob der mehrfach nachgewiesene Gehalt an Antimon und Arsen einen sicheren Schluss auf die Iberische Halbinsel als Quelle für das Material gestattet, möchte ich einstweilen lieber noch offen lassen.

---

[1]) Vgl. später, S. 21. Die mehrfach wiederholte Behauptung Ling-Roths, dass die Benin-Köpfe aus Eisen hergestellt seien, beruht auf einem höchst leichtfertigen Irrtum.

E. Die Erhaltung.

Diese muss bei fast sämtlichen Stücken als nahezu tadellos bezeichnet werden. Freilich haben nur wenige eine gute, harte, grüne Patina, aber dafür liegt auf den meisten über der oft grauen und unscheinbaren Patina ein überaus zarter und duftiger Überzug von fest anhaftendem, feinem Laterit-Staub, der an die Haut von Pfirsichen oder Pflaumen erinnert und einen wahrhaft ästhetischen Eindruck macht. Die Mehrzahl der Platten ist leider einmal in sehr brutaler Weise mit groben Nägeln durchstossen und anders befestigt worden, als ursprünglich für sie in Aussicht genommen war, aber von dieser einmaligen Misshandlung abgesehen, scheinen sämtliche Bronzen, denen wir doch zum Teile ein Alter von mehr als zwei Jahrhunderten zuschreiben müssen, stets mit ungewöhnlicher Sorgfalt und mit grosser Pietät behandelt worden zu sein. Ein Teil der Bronzen soll übrigens, wirr aufeinandergehäuft, in einem verödet aussehenden Gemache des königlichen Palastes gefunden worden sein und ist dort, vielleicht in einer Art von vergessener Kunstkammer, den schädlichen Einflüssen der Aussenwelt schon durch mehrere Generationen entrückt gewesen.

II.

Wenden wir uns nun zu der Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Stücke der Karl Knorrschen Sammlung, so ist es zweckmässig, dabei eine bestimmte Reihenfolge innezuhalten. Wir werden mit den Platten beginnen und dann der Reihe nach die Fetischbäume, die Köpfe und die Rundfiguren behandeln. Unter den Platten wiederum ist es geraten, mit solchen zu beginnen, auf denen Europäer dargestellt sind — schon deshalb, weil diese Platten allein uns zu einer annähernd genauen Datierung der sämtlichen Kunstwerke von Benin verhelfen. Dann sollen Platten mit Darstellungen anscheinend religiöser Art behandelt werden, dann solche mit Kriegern, Musikanten, Boten, Stabträgern, mit allerhand »kleineren« Leuten, die aber durch ihre Haartracht oder sonst bemerkenswert sind. Dann werden sich Platten mit Tieren (Leopard, Vögel, Krokodile, Schlangen und Fische), anschliessen und solche mit Darstellung lebloser Gegenstände.

Es ist kaum nötig, noch besonders hervorzuheben, dass mit dem hier aufgestellten Schema die Liste von bisher bekannten Benin-Altertümern noch lange nicht erschöpft ist; wir vermissen in demselben Platten mit Zwergen und Buckligen, Jägern und Ballspielern, Platten mit Gruppen von zwei, drei und mehr, bis zu acht und zehn Figuren, ferner Platten mit Bäumen, mit Darstellungen von Glocken, Tuthörnern, Sonne und Mond, Rosetten, Halsschmuck u. s. w., wie solche aus einigen anderen Sammlungen bekannt, in der Karl Knorrschen aber nicht vertreten sind. Gleichwohl ist diese so reich an schönen und typischen Stücken, dass ihre Beschreibung sehr wohl ausreicht, um eine gute Vorstellung der Kunst von Benin überhaupt zu geben. Wo sich eine Lücke besonders fühlbar macht, wird im Text stets besonders auf die in anderen Sammlungen befindlichen Stücke hingewiesen werden.

A. Platten mit Europäern.

Diese sind in der Karl Knorrschen Sammlung durch zwei ganz ausgezeichnet schöne Stücke vertreten, Nr. 74[1]) und Nr. 119. Von diesen ist Nr. 74 durch seinen Stil und seine Ausführung besonders hervorragend, allerdings weniger in künstlerischer als vielmehr in wissenschaftlicher Beziehung. Wie Abb. 1 auf Taf. 1 zeigt, sehen wir auf der Platte einen Europäer mit langem, bis an die Schulter reichendem, völlig schlichtem Haupthaar und mit langem, ganz wenig gewelltem Kinnbart. Er ist, wie wir das bei fast sämtlichen Benin-Platten mit sehr wenig Ausnahmen finden, genau in der Ansicht von vorne dargestellt und mit senkrecht aus der Plattenebene vortretenden Fussspitzen. Am Kopf trägt er einen einfachen glatten Kesselhelm mit sehr schmaler Krämpe. Sehr eigenartig, auf den ersten Blick sogar ganz unverständlich ist seine Kleidung, die aus mindestens vier Teilen besteht. Zunächst trägt er enganliegende Beinkleider, mit einem rhombischen Muster derart verziert, dass in der Mitte eines jeden Rhombus noch ein Punkt einziseliert ist. Über diesem fast bis an die Knöchel reichenden Beinkleid ist ein zweites dargestellt, das ganz kurz ist, wie eine sehr kleine Schwimmhose aussieht und mit einer Art Flechtband und einem einfachen Augenmuster (⊙) verziert ist. Den Oberkörper bedeckt ein kurzer, faltiger Rock, der bis zur Hüfte reicht und zu dem vielleicht die langen, enganliegenden, in zwei Mustern gestreiften Ärmel gehören, die bis an das Handgelenk reichen. Über diesen Rock wird ein ganz kurzes, nur bis zur Taille reichendes, ärmelloses Wams getragen, auf dem wir vier Knöpfe, aber keine Knopflöcher bemerken. Am unteren Rande dieses Wamses wird es durch einen schmalen Ledergurt mit undeutlicher Schnalle zusammengehalten. Die Füsse stecken in Halbschuhen, Strümpfe sind nicht angedeutet.

Es ist wohl ganz einwandfrei, dass es sich hier um eine Tracht handelt, wie sie in Europa dem Ende des 16. und dem Anfange des 17. Jahrhunderts angehört, die aber hier auf unserer Platte durchaus missverstanden ist — ich verweise nur auf die in Europa unmögliche Beinbekleidung und auf die Knöpfe ohne entsprechende Knopflöcher.

[1]) Ich citiere hier nach den ursprünglichen Nummern der Stücke, die mit weisser Ölfarbe aufgemalt sind; die Nummern, welche den Stücken in Stuttgart gegeben wurden, sind aus der am Schlusse dieser Arbeit abgedruckten Tabelle zu ersehen.

Eine derartige Behandlung der europäischen Tracht schliesst mit positiver Sicherheit die Annahme aus, dass sie von einem europäischen Künstler herrührt, und zwingt uns zu der Erkenntnis, dass es sich hier um die Schöpfung eines einheimischen Meisters handelt, dem die europäische Tracht nur oberflächlich und vom Sehen bekannt war. Ich würde auf diese Beobachtung keinen Wert legen, wenn sie vereinzelt wäre — aber ich kenne über 50 Benin-Platten mit Darstellung von Europäern und bei jeder einzelnen kann die gleiche Beobachtung von neuem gemacht werden; Tracht und Bewaffnung sind stets völlig missverstanden, und auch das übertrieben lange und schlichte Haar und die fast stets bis zur Karrikatur übertrieben grosse, schmale und hochrückige Nase lassen klar erkennen, dass es sich um die Arbeit von Künstlern handelt, denen der Europäer als solcher fremdartig war. Dies fällt um so schwerer ins Gewicht, als auf den Platten, auf denen Neger dargestellt sind, deren ganze Kleidung und Bewaffnung stets mit geradezu peinlicher Sorgfalt und Treue behandelt ist. Überhaupt kann in dieser Beziehung das thatsächliche Verhältnis vielleicht am besten so formuliert werden, dass auf allen bisher bekannten Kunstwerken aus Benin der Neger stets so dargestellt wird, wie er ist, der Europäer aber stets so, wie er scheint.

Die Feststellung dieses Befundes ist deshalb wichtig, weil er entscheidend für die Frage ist, ob die Benin-Platten von schwarzen oder von weissen Künstlern modelliert wurden. Das letztere wird nämlich immer und immer wieder von neuem behauptet, zumeist von jenen, welche dem »schwarzen Wilden« eine solche Kunstfertigkeit überhaupt nicht zutrauen. Dieser Meinung gegenüber müssen wir mit der grössten Entschiedenheit gerade auf die stilistischen Unterschiede in der Behandlung der Europäer und der Neger in der ganzen Benin-Kunst hinweisen. Der Vergleich lehrt, dass die Benin-Platten unmöglich von europäischen Künstlern herrühren können und dass sie, wie ja auch sonst aus ihrem Stil hervorgeht, nicht nur ihrem Fundort, sondern auch ihrem Ursprung nach durchaus afrikanisch sind.

Die rechte Hand der Figur greift nach dem Bart, die linke ist gesenkt und hält eine grosse *manilla*, einen jener mächtigen erzenen Ringe, welche im 16. und 17. Jahrhundert zu den wichtigsten Einfuhrartikeln der Europäer an der Küste von Oberguinea gehörten. Es ist mir nicht bekannt, ob sich viele dieser Ringe bis auf unsere Zeit erhalten haben; ich kenne nur zwei, einen im Besitze eines englischen Händlers und einen im Berliner Museum. Beide stimmen in der Form ganz mit dem in der Hand des Mannes auf Abb. 1 überein. Der Berliner Ring wiegt 3983 Gramm; eine chemische Untersuchung ist noch nicht gemacht. Andere Ringe von ähnlicher Form, aber

sehr viel kleiner, so dass sie kaum als Armringe für halberwachsene Kinder passen würden, sind vielfach in Westafrika gefunden worden, wo sie als Geld gedient zu haben scheinen. Virchow[1]) hat einen solchen Ring abbilden und chemisch untersuchen lassen. Das Ergebnis ist aus der letzten Spalte der folgenden Tabelle zu ersehen:

	alte Benin-Platten		Neuere Geldringe
	Messingartig	Bronzeartig	
Kupfer . .	78.50	84.76	68.32
Zinn . . .	0.57	2.75	—
Blei . . .	5.85	8.38	24.65
Zink . . .	14.34	1.54	—
Eisen . . .	0.54	0.59	1.88 (Eisen und Verlust)
Nickel . .	Spur	0.35	—
Arsenik . .	0.11	0.61	—
Antimon .	0.09	0.78	5.15
	100.00	99.76	100.00

Also kein Zinn und kein Zink und, was nicht minder überraschend, über 5 % Antimon! Über die wirkliche Heimat dieser Ringe sind wir noch immer im Unklaren. Hamburger Kaufleute haben mir wiederholt gesagt, dass sie ganz verschieden zusammengesetzte messing- und bronzeartige Legierungen nach Westafrika senden, jetzt meist in Stabform, und dass sich die Legierung meist nach dem zufälligen Vorhandensein auf dem Markte und nach der Billigkeit, nicht nach anderen Gesichtspunkten wie Härte, leichte Schmelzbarkeit, Elastizität richte. Dies stimmt durchaus mit dem Ergebnis der von Virchow veranlassten Untersuchung überein. Der grosse Bleigehalt von nahe an 25 % macht die Legierung für jeden praktischen Zweck so gut wie unbrauchbar.

Es ist nicht uninteressant, auch die Zusammensetzung der erzenen Platten von Benin mit der Legierung dieses Geldrings zu vergleichen: Wenn man die Benin-Platten gemeinhin als »Bronzen« bezeichnet, so ist das ein Ausdruck, der durchaus nicht buchstäblich genommen werden darf. Bisher liegen nur zwei von Read und Dalton mitgeteilte Analysen vor, die hier in der ersten und zweiten Spalte abgedruckt sind. Die erste ergiebt nur 0.57 % Zinn, aber dafür 14.34 % Zink, und 78.50 % Kupfer, so dass man die Legierung wohl als Messing bezeichnen kann; die andere nähert sich mit nicht ganz 3 % Zinn zwar schon etwas mehr der typischen Bronze, aber beide Legierungen enthalten so viel Blei, 5.85 und 8.38 %, dass sie

[1]) Z. f. E. XIX. 1888. Verh. 566 und 723.

für irgend welche technische Zwecke unbrauchbar sind und im chemischen Sinne jedenfalls als »Bronzen« nicht bezeichnet werden sollten. Indess hat sich der Sprachgebrauch schon so eingebürgert, dass er wahrscheinlich nicht mehr zu verdrängen sein wird. Wissenschaftlich ist das Ergebnis dieser Untersuchungen sehr wichtig; hoffentlich werden nun bald weitere Platten und auch die beiden grossen *manilla's* auf ihre Zusammensetzung untersucht werden, so dass wir dann mit einiger Sicherheit auf die Herkunft des Metalles schliessen können.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur Betrachtung der Fig. 1 abgebildeten Platte zurück, so bemerken wir in der Nähe der vier Ecken je eine achtteilige Rosette, stark erhaben und von sehr sorgfältiger Arbeit. Es ist einstweilen noch nicht aufgeklärt, ob derartige Rosetten allein nur der Raumausfüllung wegen da sind und ihr Vorhandensein also nur auf jenen horror vacui zu beziehen wäre, der z. B. bei der primitiven Kunst des alten Orients sicher eine grosse Rolle spielt, oder ob sie an sich bedeutsam sind. Jedenfalls finden wir sie sehr häufig gerade auf besonders schönen Benin-Platten, auf denen sich übrigens auch Fische, Krokodilköpfe, Halbmonde, Büsten und Köpfe von Europäern, in ganz seltenen Fällen auch Pantherköpfe in den Ecken dargestellt finden und einmal auch fünf grosse *manilla's*, ohne dass sich im einzelnen ein bestimmter Zusammenhang zwischen den Hauptfiguren und den Beizeichen feststellen liesse.

Der ganze Grund der Platte ist mit einem gepunzten Ornament bedeckt, das wir am einfachsten auf unregelmässig über die Fläche verteilte Blüten zurückführen können. Diese »Blüten« haben meist drei, auf vielen Platten auch meist vier Blätter; wo der Raum es gerade verlangt, finden wir auch Blüten mit nur zwei oder gar nur mit einem Blumenblatt; stets aber sind diese Blumenblätter spitz elliptisch, glatt und von einer sehr sorgfältig gepunzten doppelten Contour eingeschlossen; die Mitte der Blume ist stets durch zwei konzentrische Kreise gebildet. Die ganze übrige Fläche ist durchaus mit regelmässig verteilten, sehr dicht stehenden Punkten ausgefüllt, die alle einzeln mit einer spitzen Punze eingeschlagen sind. Diese Behandlung des Hintergrunds wiederholt sich gleichmässig bei all den vielen hundert Platten, die wir jetzt aus Benin kennen; es giebt, soviel ich weiss, nur acht Platten, bei denen dieses Blumenmuster durch eine radartige Verzierung ersetzt ist, aber auch bei diesen ist die Gesamtwirkung die gleiche. Entstehung und Bedeutung dieser Art von Behandlung des Hintergrundes sind uns nicht bekannt; fast möchte man annehmen, dass man sich einen wirklichen Teppich als Hintergrund der Figuren dachte.

Unsere Platte hat einen unwesentlichen Gussfehler unter den Beinen der Figur; ausserdem ist sie an den beiden linken Ecken leicht beschädigt, sonst ist sie von tadelloser Erhaltung -- natürlich von den Löchern abgesehen, die fast alle Benin-Platten haben und welche mit der Art ihrer Verwendung zum Schmucke von Pfeilern und Wandflächen zusammenhängen.

Der zweite Europäer der Karl Knorrschen Sammlung ist auf der Platte 119 dargestellt, die hier Fig. 2 abgebildet ist; sie zeigt einen bartlosen Mann mit bis zur Achselhöhle fallendem schlichtem Haar. Er trägt einen runden Hut mit ganz schmaler, kaum fingerbreiter Krempe, den wir uns wohl aus Filz vorstellen müssen, einen langen, bis zur Mitte der Unterschenkel reichenden gemusterten Faltenrock, und darüber eine glatte ärmellose Jacke ohne Knöpfe und Knopflöcher. Gestreifte, bis an das Handgelenk reichende Ärmel scheinen nicht dem anders gemusterten Faltenrock, sondern einem Hemde anzugehören. Am unteren Rande der Jacke liegt ein missverstandener Gürtel, die Füsse scheinen in Halbschuhen zu stecken. Die rechte Hand hält ein kurzes Stäbchen, die Linke ist abgebrochen. Der untere Rand der Platte ist schadhaft, sonst ist sie sehr gut erhalten.



Abb. 2.
Platte 119 mit einem Europäer.
Etwa 1/8 d. w. G.

B. Platten anscheinend religiöser Art.

Diese Gruppe von Benin-Platten ist in der Karl Knorrschen Sammlung nur durch ein einziges, allerdings sehr schönes Stück vertreten. Die Platte 82, Fig. 3 zeigt uns einen Mann, der in beiden Händen je einen Wels an der Schwanzflosse gefasst hält. Seine Tracht ist höchst eigenartig; er trägt ein enganliegendes Hemd, das bis an die Hüften und bis an die Handgelenke reicht. Vom unteren Rande hängen drei schildförmige Gegenstände herab, vielleicht Masken, wie bei einer Berliner Platte ähnlicher Art, jede mit drei lang herabhängenden oder langgestielten rundlichen Glockenschellen. Die Struktur des Hemdes ist nicht mit Sicherheit zu erkennen; ich möchte an eine Art von Panzerhemd aus Perlen denken, ohne freilich einen

strikten Beweis dafür erbringen zu können. Unter diesem Hemd wird ein steifer faltenloser Rock sichtbar, nach der Hüftgegend zu verjüngt, bis an die Kniee reichend, mit grobem Muster. In der Knöchelgegend werden beiderseits sehr breite enganliegende Fussringe getragen, wie sie auch sonst nicht selten auf Benin-Platten dargestellt sind, über dem Handgelenk beiderseits sehr breite verzierte Armbänder. Ganz eigenartig und einstweilen unverständlich ist die Kopfbedeckung; sie ist fessartig, aber mit einer scharf abgesetzten dünnen steilen Spitze, die in einen Schlangenkopf (?) zu enden scheint; von dieser Kappe hängen in der Schläfengegend jederseits fünf oder sechs dicht nebeneinanderliegende Perlenschnüre helmartig bis zur Schulter herab. Um den Hals liegen sieben Reihen von cylindrischen Perlen, von den Schultern hängt an breiten Perlschnüren ein nicht weiter erkennbares Schmuckstück (?) herab. Die Füsse sind unbekleidet.



Abb. 3. Platte 82,
Mann mit Welsen, wohl Darstellung eines Fischgottes. Etwa 1/5 d. w. G.

An und für sich betrachtet, würde diese Platte durchaus unverständlich sein; man könnte sie höchstens an eine andere Platte anreihen, auf der ein Europäer in jeder Hand eine *manilla* trägt und so zu der völlig falschen Vorstellung kommen, dass ein Fischhändler dargestellt sei.

Zu ihrer richtigen Erklärung ist es nötig, sie mit einer Anzahl anderer Platten zu vergleichen, die sich in Berlin und London befinden und auch mit einer Gruppe von Darstellungen, die sich auf den geschnitzten Elephantenzähnen von Benin regelmässig wiederholen. Auf allen diesen Monumenten, die einen in sich geschlossenen Kreis bilden, besonders auf den Platten, sehen wir immer denselben Mann, genau so gekleidet und mit denselben auffallenden Attributen wie auf unserer Platte Fig. 3, entweder allein, oder zwischen zwei ganz gleichartig ausstaffierten Begleitern. Manchmal ist er auch sitzend darge-

stellt; dies und die Art, wie er von den Begleitern ehrfurchtsvoll gestützt wird, zwingt uns zu der Annahme, es nicht mit einem gewöhnlichen Manne, sondern mit einem Herrscher oder einem Gotte zu thun zu haben. In diesem Lichte betrachtet, gewinnen jetzt auch die beiden elektrischen Fische, die er in Händen hält, eine ganz besondere Bedeutung. Wir wissen nämlich aus älteren Reiseberichten[1]), dass gerade in dieser Gegend von Ober-Guinea die elektrischen Fische Gegenstand einer besonderen abergläubischen Furcht und daher Gegenstand des Cultus sind. Ähnlich sehen wir auf den zwei grossartigen Gruppen der Berliner Sammlung, auf denen Könige von Benin mit ihren Begleitern in Rundskulptur dargestellt sind, dass der König ein richtiges Steinbeil in der einen, ein Scepter in der anderen Hand hält. Auch über die Bedeutung dieser Steinbeile können wir nicht im Unklaren sein. Wir wissen seit fast zweihundert Jahren, dass gerade auch an der Küste von Ober-Guinea ein zufällig gefundenes praehistorisches Steinbeil für einen Donnerkeil gehalten wird — genau wie bei unseren Bauern. Schon 1709 berichtet Bosman von einem solchen Donnerkeil, der nach der Überzeugung der Neger während eines Gewitters einen Flaggenstock zersplittert habe, und Monrad erzählt 1824, dass die an der Guineaküste zufällig gefundenen Steinbeile von den Negern als mächtige Fetische geschätzt und gefürchtet werden; er berichtet sogar, gehört zu haben, dass die Neger zittern, wenn sie angesichts solcher Steine aufgefordert werden, die Wahrheit zu sagen, oder zu schwören; auch aus Togo hat erst im vorigen Jahre Dr. Kersting, der sich um die Völkerkunde dieser Kolonie so unvergängliche Verdienste erworben hat, berichtet, dass praehistorische Steinäxte dort als die Geschosse des Blitzes aufgefasst werden. »Wenn der Blitz einen Baum zerspellt oder einen Menschen tödtet oder ein Haus anzündet, so thut er es durch diese Steine;« »man nennt sie Stein Gottes oder Donner Gottes oder auch Gewitterstein.« So gross ist im Tim-Gebiet im Hinterland von Togo die Angst vor diesen »Donnerkeilen«, dass ihnen Muschelgeld, Hühner, kleine Ziegen



Abb. 4. Platte 295. Mann mit ungewöhnlichem Kopf- und Halsschmuck. Etwa 1/4 d. w. G.

[1]) vergl. auch Dapper, l. c. S. 487: Zitterfisch, »davon desselben gantzer Arm, der es anrührt, zu zittern und zu böben beginnet«.

geopfert werden und dass die Eingebornen sichtlich mit grosser Freude und Erleichterung die Gelegenheit wahrnahmen, ihre sämtlichen Donnerkeile an Dr. Kersting loswerden zu können und ihm täglich Hunderte von alten geschliffenen Steinbeilen in allen Formen und Grössen überbrachten, nachdem sie sie wohl durch viele Generationen hindurch als unheimliche und bedenkliche Schätze in ihren Hütten verwahrt und gefürchtet hatten.



Abb. 5. Daimonisches Wesen, auf zwei Begleiter gestützt, mit zwei Jagdleoparden; Bronze-Platte der Berliner Sammlung, ergänzt von Meinhard Jacoby. Etwa 1/4 d. w. G.

In Togo sind solche alten Steinbeile also jedenfalls ungemein häufig; in Benin sind sie sicher ebenso selten, aber da und dort sind sie Gegenstand des Kultus. In Benin sehen wir das Steinbeil in der Hand des Königs geradezu als ein Attribut seiner Macht, als den ihm vom Himmel überkommenen grossen Fetisch, mit dem er das Herz seiner Feinde erzittern lässt. So hat das Blitzbündel des Zeus in dem Donnerkeil des Königs von Benin seinen Nachfolger gefunden.

In diesem Zusammenhange nun verstehen wir jetzt erst auch die beiden elektrischen Welse in den Händen der in Abb. 3 dargestellten Figur. Wir haben da keinen gewöhnlichen Menschen vor uns, sondern ein dämonisches Wesen, das über eine unheimliche Naturkraft verfügt. Das Blitzbündel, der Donnerkeil, der Zitterwels — alle drei sind nur verschiedene Formeln für denselben Begriff, der stammelnde Ausdruck für das Unbegreifliche und Übernatürliche.

Der dämonische Charakter des Mannes mit den Fischen dürfte wohl schon durch die bisherige Betrachtung gesichert erscheinen; einwandfrei nachgewiesen wird er durch andere Darstellungen in Erz und Elfenbein, auf denen er überhaupt nicht mehr in menschlicher Form erscheint, sondern als Wesen mit Fischen anstatt der Beine. Sowohl die Londoner als die Berliner Sammlung besitzen Platten mit Darstellungen dieser Art, und unter den 20 beschnitzten Elefantenzähnen, die ich aus Benin kenne, ist kaum ein einziger, auf dem wir dieses dämonische Wesen mit den Fischen statt der Beine vermissen würden[1]). Wenn die vorliegende Arbeit auch sonst ausschliesslich der Besprechung der Karl Knorr-schen Sammlung gewidmet ist, so scheint es doch in diesem Falle bei der Wichtigkeit des Gegenstandes geboten, ausnahmsweise auch zwei nicht zu dieser Sammlung gehörige Darstellungen abzubilden. Fig. 5 zeigt eine Berliner Platte, Fig. 6 eine Figur, welche fast niemals auf einem der grossen geschnitzten Elefantenzähne von Benin vermisst wird. Beide Abbildungen lassen deutlich erkennen, wie der auf Fig. 3 abgebildete Mann zu einem Fabelwesen geworden ist, das Ähnlichkeit mit einem Triton oder mit unserer heraldischen Melusine hat. Allerdings sehen wir hier die Fische mit dem Schwanzende in den Leib der menschlichen Figur eingewachsen und mit den Köpfen frei enden, während bei der Melusine der menschliche Rumpf oder die Beine in zwei Fischschwänze



Abb. 6. Daimonisches Wesen von einem geschnitzten Benin-Zahne der Berliner Sammlung. $^1/_2$ d. w. G.

[1]) Es giebt sogar eine Rundfigur aus Benin mit menschlichem Leib und einem Welskopf, ebenso wie es Darstellungen giebt, auf denen ein stilisierter Welskopf dem Kopfe einer menschlichen Figur aufgesetzt ist.

ausgehen, aber auch aus Benin kennen wir jetzt echte »Tritonen« oder »Melusinen«, und die Berliner Sammlung besitzt ein ganz hervorragend schönes Elfenbeinschnitzwerk von dort mit einer menschlichen Figur, deren Beine wie bei der richtigen Melusine in Fischschwänze enden.

Natürlich muss sich uns da sofort die Frage aufdrängen, ob es sich hier um Übertragung oder um selbständige Entwicklung handelt. Zunächst wird es uns natürlich schwer fallen, zu glauben, dass so ganz besonders komplizierte Fabelwesen, wie die Melusine, zweimal, in Europa (oder Vorderasien) und in Westafrika, unabhängig voneinander entstanden sein können, und wir werden daher Übertragung annehmen. Nun kennen wir die heraldische Melusine zuerst um das Jahre 1300[1]), die fischschwänzige Figur von Benin aber wohl erst aus dem 16. oder gar 17. Jahrhundert — müssten also annehmen, dass die Melusine aus Europa nach Benin gelangt ist. Dem steht aber entgegen, dass wir in Benin ihre vollständige einheimische Entwicklung deutlich verfolgen können: der Mann mit den Welsen in den Händen, wie ihn unsere Abb. 3 zeigt, ist doch einwandfrei der Anfang und nicht das Ende einer Entwicklungsreihe. Deshalb dann aber anzunehmen, dass unsere heraldische Melusine aus Benin nach Europa gelangt sei, wäre unzulässig, weil sie bei uns um Jahrhunderte älter ist, als unsere frühesten direkten Beziehungen mit der Guineaküste.

Nun gäbe es freilich noch einen anderen Weg, auf dem ein afrikanisches Fabelwesen nach Europa hätte gelangen können, und der führt auf den afrikanischen Pilgerstrassen nach Arabien und aus dem Orient mit den heimkehrenden Kreuzfahrern nach Westeuropa. Sicher hat der Islâm und gerade auch der Hadsch, besonders in den letzten Jahrhunderten, einen ungeheuren und noch lange nicht genug gewürdigten Einfluss auf die Entwicklung der afrikanischen Kulturen gehabt, und es würde an und für sich auch gar nicht auszuschliessen sein, dass auch umgekehrt, ähnlich etwa, wie schon in ältester Vorzeit einst die im tropischen Afrika erfundene Eisentechnik nach dem Orient gelangt ist, so später, etwa im 12. Jahrhundert, ein melusinenartiges Fabelwesen von der Guineaküste nach Syrien gebracht worden sein könne — aber ich halte eine solche Annahme doch für unsicher und schwer zu beweisen. Vor allem würden wir dann die Entstehung der fischschwänzigen Menschen in Benin schon vor das 12. Jahrhundert ansetzen müssen und ebenso müssten wir dann auch grosse innerafrikanische Handels- und Pilgerzüge in eine Zeit zurückverlegen, aus der sie uns sonst noch nicht direkt bekannt geworden sind.

[1]) Die armlose einschwänzige Figur ist vielleicht etwas älter.

So scheint es also wirklich, als ob ganz gleichartige Fabelwesen in Benin und unabhängig davon auch in Europa oder im Orient entstanden seien. Ein zwingender Beweis für eine solche unabhängige Entstehung wird allerdings erst dann gegeben sein, wenn wir einmal wissen, wo und wie unsere heraldische Melusine eigentlich entstanden ist. Von der nächsten Verwandten der Melusine, der Harpyie, welche schon 1243 im Sekretsiegel des Rats von Nürnberg erscheint, können wir vermuten, dass sie sich aus den lykischen oder anderen vorderasiatischen vogelähnlichen Dämonen entwickelt hat, und von dem heraldischen Doppeladler habe ich[1]) zeigen können, dass er aus der geflügelten Sonnenscheibe der alten Hethiter abzuleiten ist. Vielleicht wird jemand in ähnlicher Weise einmal auch die Naturgeschichte der Melusine aufhellen: erst dann werden wir wirklich wissen, ob ein innerer Zusammenhang zwischen dem Zitterwels(Malapterurus)-Gott von Benin und unserer Melusine besteht oder nur eine zufällige Ähnlichkeit[2]).

Eine gewisse Verwandtschaft mit dem Fischgott von Benin hat vielleicht die Figur 4, Nr. 295 der Karl Knorrschen Sammlung. Die Platte ist vielfach beschädigt, mit Ausnahme eines kleinen Stückes an der rechten Seite fehlt der ganze Rand; auch die Beine und der rechte Arm sind abgebrochen; gleichwohl gehört das Stück zu den wichtigsten der Sammlung.

Die helmartige Kopfbedeckung scheint aus cylindrischen Perlen zusammengesetzt und endet wie bei dem Fischgott in einen hohen, schlanken Tutulus, neben dem allerdings eine Feder aufragt. Rechts und links steht je eine Reihe grosser eiförmiger Perlen aus der Fläche des Helmes heraus. Vom Helmrand hängen jederseits je vier Schnüre mit langen cylindrischen Perlen bis an die Schulter herab. Sieben Reihen mit ebensolchen Perlen bilden ein enganliegendes Halsband, das panzerähnlich bis an die Unterlippe reicht. Ferner

---

[1]) Z. f. E. XXVI, 1894, Verh. S. 493. Weiter ausgeführt in meinem Beitrage zu M. Krieger, Neuguinea, Berlin, Schall, 1899, S. 489. Eine Abbildung des hiefür entscheidenden Reliefs von Sendschirli wird das in Vorbereitung befindliche Heft III der Ausgrabungen in Sendschirli enthalten.

[2]) Ich denke an anderer Stelle auf diese Frage noch ausführlicher zurückkommen zu können. Einstweilen möchte ich hier noch drei Thatsachen festlegen, die bei ihrer Beantwortung nicht unbeachtet bleiben sollten: 1. Es giebt zwei erzene Kunstwerke von Benin, darunter eines in der Berliner Sammluug, auf denen der Malapterurus-Gott nicht auf einer Platte, sondern auf einem richtigen heraldischen Wappenschild erscheint — genau, als ob dem einheimischen Künstler ein richtiges Melusine-Wappen bekannt gewesen wäre. 2. Eine richtige einschwänzige Melusine giebt es auch bei den Maori auf Neu-Seeland. 3. Der antike Triton soll afrikanischen Ursprungs gewesen sein. Vergl. hiezu auch Kohlers Studie über die Melusine.

hängt um den Hals ein loses Gehänge, wie es scheint, aus grossen, durchbrochen gearbeiteten Metallperlen bestehend, auffallenderweise unsymmetrisch und mit zwei gleichartigen, mir einstweilen unverständlichen Anhängern über der linken Brustwarze. Am Körper fehlt, soweit der gegenwärtige Zustand der Reinigung ein sicheres Urteil zulässt, die sonst übliche Tätowierung. Der Schurz ist verziert, der Zipfel unter dem linken Arm zu einem flaschen- oder kolbenförmigen Körper aufgeblodert; er wird von einem glatten Gürtel gehalten, von dem ein Zipfel mit langen Fransen frei herabhängt. Über die linke Schulter wird bandelierartig ein aus fünf Reihen cylindrischer Perlen bestehendes Band getragen; am linken Vorderarm ein sehr breites glattes Armband.

Über die Deutung dieser Figur erlaube ich mir kein Urteil; wegen der Ähnlichkeit der Kopfbedeckung halte ich es für möglich, dass sie in den Kreis der mythologischen Platten gehört.

C. Platten mit Kriegern.

Diese Reihe beginnen wir mit einer der schönsten Platten der ganzen Sammlung, 153, die Taf. II Fig. 7 abgebildet ist. Sie zeigt einen gepanzerten Krieger in voller Rüstung; diese ist so sorgfältig dargestellt, dass sie wohl eine genaue Beschreibung lohnt.

Da sehen wir zunächst einen mächtigen eisernen Panzer, ponchoartig, wie wir an einer in Berlin befindlichen Rundfigur sehen, mit einer verzierten Vorderfläche und mit leicht ausladenden Schulterteilen; ähnliche eiserne Panzer sind noch heute in den Nigerländern in Gebrauch. Unsere Platte zeigt, wie sie unmittelbar unter den Achselhöhlen durch eine runde Schnur, weiter unten durch einen Streifen aus Pantherfell festgehalten wurden. Oben lässt der Panzer noch kurze, sehr sorgfältig mit dreieckigen Mustern verzierte Ärmel frei, die etwa zwei Drittel der Oberarme bedecken, unten greift er weiter über den Hüftgurt über, von dem vier Streifen aus Pantherfell herabhängen, die mit Schellen (oder Quasten?) enden.

Um die Hüften trägt der Mann erst einen glatten Lendenschurz aus feinkarriertem Stoff mit schöner breiter Flechtbandkante und darüber einen Oberschurz aus Pantherfell, von dem ein mit zwei Fransen versehener Zipfel noch über die linke Schulter emporragt. Gerade dieser Zipfel ist sehr schwer zu deuten; in meiner vorläufigen[1]) Mitteilung aus dem Jahre 1898 habe ich nur ganz vorsichtig angedeutet, dass er als »das gesteifte Ende des Hüftschurzes« aufzufassen ist,

[1]) Z. f. E. 1898, Verh. S. 160.

und im selben Jahre haben auch Read und Dalton[1]) in ihrer vorläufigen Mitteilung einen solchen Zipfel als »Keule« aufgefasst und diesen Irrtum erst ein Jahr später bei der Beschreibung derselben Platte in ihrer grossen amtlichen Publikation stillschweigend richtiggestellt. Thatsächlich ist es bei der grossen Mehrzahl der Platten nicht möglich, diesen Zipfel mit Sicherheit zu deuten. Nur bei einzelnen Platten (vgl. z. B. Abb. 10 und 14 dieser Arbeit) wird man keinen Augenblick über seine Natur zweifeln können und ihn dann auch auf den anderen Platten richtig auffassen.

Höchst eigenartig und im einzelnen nicht mit Sicherheit zu erklären ist der Helm; er scheint aus Fell zu bestehen, dessen Haare sorgfältig »gescheitelt« sind; vorne ist er aber mit einer hohen, glatten Metallplatte verstärkt, die beiderseits mit je zwei flachen Nieten an das Fell befestigt ist. Dieser Helm, für dessen Konstruktion mir aus dem heutigen Westafrika keine Analogie bekannt ist, ist rechts und links je mit einer Feder geschmückt und mit einem richtigen Sturmband festgehalten, das wir von Rand zu Rand unter dem Kinne dahinziehen sehen.

Unter diesem Kinnband sehen wir eine einfache Schnur mit langen cylindrischen Perlen und unter dieser ein ganz besonders interessantes, für Benin sehr typisches Schmuckgehänge mit Pantherzähnen und einer grossen viereckigen, schön verzierten Glocke. Zu diesem Gehänge gehören, wie wir an der bereits erwähnten Berliner Rundfigur sehen können, noch zwei Tierschweife, die den Rücken entlang von ihm herabhängen. Besonders deutlich ist diese Zusammengehörigkeit auch an zwei Platten im British Museum, auf denen nur gerade dieser Schmuck allein und sonst nichts dargestellt ist; da ist es leicht zu sehen, wie die Glocke und die Tierschweife thatsächlich zu der Schnur mit den Pantherzähnen gehören und mit ihnen zusammen einen einheitlichen Halsschmuck bilden. An unserem Krieger hier in Fig. 7 besteht der eigentliche Halsschmuck aus sieben Pantherzähnen, welche mit sehr eigentümlich geformten, fast spalthufartig aussehenden Elementen abwechseln, die ich nicht zu deuten weiss.

Der rechte Arm ist abgebrochen; die linke Hand hält ein sehr schönes, ungemein sorgfältig verziertes, einschneidiges, stark geschweiftes Schwert; das Handgelenk schmückt ein breites Armband, dessen Original wir uns aus Erz oder aus Elfenbein zu denken haben und auf dem wir noch zwei menschliche Köpfe erkennen. Den unter der Hand sichtbaren Gegenstand mit den vier Bommeln (?) kann ich

[1]) Journ. Anthr. Inst. 1898, XXVII.

nicht mit Sicherheit deuten, wahrscheinlich ist es das Ende des Gürtels, der die Lendenschurze festhält. Unter der linken Achselhöhle wird, wie sehr häufig in Benin, ein Dolch getragen; der Griff ragt stets senkrecht aus der Plattenfläche heraus und ist daher fast regelmässig, so auch in diesem Falle, abgebrochen; von der Scheide hängt eine lange Bommel herab. Die Unterschenkel sind bloss, die Füsse unbeschuht. Der linke Rand der Platte fehlt, rechts sehen wir in beiden Ecken, oben und unten, je einen Fisch, den unteren mit einem Wurm im Munde. Die Fische sind sorgfältig ziseliert, die Schuppen des Kopfes ganz anders behandelt als die des übrigen Körpers, die ersteren rhombisch mit einem Punkt in der Mitte jeder Schuppe, die letzteren mit einer schuppenartigen Verzierung in jedem einzelnen rhombischen Feld. Der Charakter der Species ist ausserordentlich gut getroffen. Ein Blick auf das Tafelwerk von Bleeker [1]) zeigt, dass es sich um einen Chromiden handelt, und zwar um *Haligenes Guineensis.* Dieselbe Species kömmt auch sonst vielfach als Beizeichen auf Benin-Platten vor und ebenso auch gross, einzeln oder zu zweit als einzige Darstellung einer Platte. Noch häufiger finden wir einen Wels auf Benin-Platten, aber immer nur einzeln oder zu zweit oder auch zu mehreren, aber n i e m a l s als Beizeichen, was wohl in irgend einer religiösen Auffassung begründet sein dürfte, über die ich freilich gegenwärtig noch nicht unterrichtet bin.

Ebenso wie durch ihre Darstellung ist die Platte auch technisch sehr hervorragend; sie ist fehlerlos im Gusse und überaus sorgfältig ziseliert. Das Schwert ist mit zwei Stegen, jede der beiden kleinen Helmfedern durch je einen mit der Grundplatte verbunden.

Nicht ganz so prächtig, aber darum nicht minder interessant ist ein anderer Krieger auf Platte 141 der Karl Knorrschen Sammlung, die hier Fig. 8 abgebildet ist. Der Panzer ist ähnlich dem oben beschriebenen, aber ohne die doppelte Einfassung und ohne die vier Scheiben; auch der Helm ähnelt dem oben beschriebenen, nur ist die Metallplatte niedriger und von einer stark aufgewulsteten breiten Kante eingefasst; statt des Felles ist er oben mit grossschuppiger Krokodilhaut bezogen, also an Festigkeit sicher ganz unübertroffen. Sturmband und die zwei Federn sind wie bei dem früheren Helm. Das Halsband hat nur sechs Pantherzähne, die zugehörige Glocke ist klein und wenig verziert. Sehr verwickelt und nicht ganz sicher zu erklären sind die beiden Lendenschurze; jedenfalls ist ein ganz glatter, auffallenderweise sogar kantenloser Oberschurz vorhanden, von dem

[1]) Memoire sur les Poissons de la Côte de Guinée, im XVIII. Bd. der Natuurkundige Verhandelingen van de Holl. Maatschappij der Wetanschappen te Haarlem, 1863 (cfr. Pl. VII).

ein Zipfel durch eine Schnur hochgehoben ist und überhängt. Der gleichfalls glatte, nicht gemusterte Unterschurz hat eine Kante mit



Abb. 8. Platte 141, gepanzerter Krieger, Helm mit Krokodilhaut. Etwa $^1/_3$ d. w. G.

sehr langen Fransen und liegt in zwei Lagen, von denen die untere im Bereiche des linken Oberschenkels mit einer Schnur hochgerafft ist.

In der rechten Hand hält der Mann ein breites zweischneidiges,

blattförmiges Schwert mit halbmondförmigen Verzierungen und unter dem linken Arm ein Dolchmesser, von dessen Scheide ein langer Streifen Pantherfell und eine Glocke (oder Quaste?) herabhängt. Über den Augenbrauen beiderseits je drei kleine senkrechte Erhöhungen, Narbentätowierung darstellend. In den beiden unteren Ecken der Platte und in der rechten oberen (die linke obere ist von dem erhobenen Schwert ausgefüllt) je eine Rosette wie auf unserer Abb. 1.

Technisch ist auch diese Platte sehr bemerkenswert; interessant ist ein Gussfehler, der durch partielles Einsinken der Form entstanden ist und sich zwei Querfinger breit unter dem rechten Arme und neben dem Leibe des Kriegers hinzieht. Irgend ein Versuch, das hier übergeflossene Erz zu entfernen, ist nicht gemacht worden, die ganze übrige Platte ist sehr sorgfältig ziseliert.



Abb. 9. Platte 118, Mann mit langem Kleid und Federkrone. Etwa 1/5 d. w. G.

An diese Platten, die wohl zweifellos grosse Krieger und Häuptlinge zur Darstellung bringen, schliessen sich andere an, von denen es weniger ausgemacht ist, ob sie gerade Krieger im engeren Sinne oder andere grosse Würdenträger vorstellen. Sie haben keinen Panzer, aber dasselbe mächtige Blattschwert, das wir auf den beiden früheren Platten kennen gelernt haben und ich führe sie deshalb mit unter den Kriegern auf, nur der schematischen Ordnung wegen, ohne sonst über ihre Stellung in der Hierarchie des Benin-Staates ein abschliessendes Wort zu wagen.

Unter diesen Würdenträgern ist der auf Platte 118 der Knorrschen Sammlung weitaus am eigenartigsten ausstaffiert, wie unsere Abb. 9 zeigt. Ich kenne noch drei andere Platten genau gleicher Art, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen und uns genau denselben Würdenträger in vollkommen identischer Tracht und mit der-

selben, sonst niemals wiederkehrenden Geste vor Augen führen. Die vollkommen symmetrisch erhobenen, im Ellbogengelenk gebeugten Arme, der rechte ein Schwert haltend, die linke Hand mit gestrecktem Zeigefinger sind ebenso charakteristisch für diesen einen Mann, als wie seine Tracht, die auf allen vier Platten ganz genau und bis auf die geringsten Einzelheiten die gleiche ist. Sehr eigenartig ist schon der lange, anscheinend hemdartige Rock, der, dicht anschliessend, vom Hals bis weit über die Kniee reicht und dessen Ärmel die ganzen Oberarme bedecken. Über das Material und die Technik dieses Kleidungsstückes ist es schwer, zu einem sicheren Urteil zu kommen; ich glaube, es besteht aus lauter einzelnen, etwa fingerdicken Schnüren, die nebeneinander von oben nach unten laufen, aussen mit langen Federn geschmückt und ganz bedeckt sind und untereinander nur locker zusammenhängen, so dass sie für den Dolch und für die heraushängende Halsglocke auseinanderweichen können. Aus demselben Material und völlig gleichartig sind die mit Federn geschmückten langen Schnüre, die von den Ecken der viereckigen Krone bis an den Rocksaum herabhängen.

Diese Krone, die fast rechteckige Flächen hat, ungefähr würfelförmig und nur an den Längskanten etwas abgeschrägt ist, trägt oben einen Besatz von aufrechtstehenden Federn; ihre Seitenflächen sind mit einem schön gemusterten Geflecht von grossen und kleinen cylindrischen und anderen Perlen bedeckt. Die Krone sowohl wie das Federkleid sind meines Wissens ohne jede moderne Analogie in Westafrika und kommen auch im alten Benin in dieser Art nur gerade in dieser selben Kombination vor. Hingegen sind alle anderen Attribute des Würdenträgers uns auch sonst aus Benin bekannt; so die vierreihige Perlenschnur um den Hals, der Halsschmuck mit den Pantherzähnen und der viereckigen Glocke, die breiten Metallarmbänder, der aus 14 Reihen von Perlenschnüren bestehende Knöchelschmuck mit Schellen und das reichverzierte grosse Blattschwert mit der kreisrunden Schlinge unter dem Griffe. Selbst der übliche Schurzziptel fehlt nicht; er ragt wie sonst hoch über die linke Schulter empor, eigentümlich genug, denn er muss wohl aus einem Schlitze hinten im Rocke heraussteckend gedacht sein, wie wir Ähnliches bei uns sonst nur bei ganz kleinen Kindern zu sehen gewöhnt sind, die in den ersten Höschen stecken und mit den Tücken der neuen Tracht noch nicht recht Bescheid wissen. Dass es sich auf unserer Platte wirklich um den Schurzzipfel handelt, geht klar auch aus den Quasten hervor, die an den üblichen Stellen nicht fehlen; es sind zwei Paare davon da, genau wie sie (viel deutlicher freilich) auf der Abb. 10 zu sehen sind: zwei über der linken Ell-

bogengrube und zwei neben der Dolchscheide. Ungewöhnlich ist hingegen die Form des Dolches und die sorgfältig verzierte unsymmetrische Scheide; der Dolch hängt mit dem Griffe nach unten sicher an einem unter dem Rock befindlichen Gehänge, von dem nur ein langer Zipfel aus Pantherfell sichtbar wird, an dessen Ende eine Schelle angebracht ist. Dolchgriff und der grössere Teil der Scheide ragen, jener nach vorne, dieser nach hinten, aus schlitzartigen Öffnungen des Rockes hervor, genau wie die Halsglocke und der Schurzzipfel.

Von grosser Schönheit ist die Platte 275, Abb. 10 (Taf. III), von der wohl anzunehmen ist, dass sie einen noch nicht ganz ausgewachsenen Jungen darstellen soll. Der untere Rand mit den Füssen der Figur ist abgebrochen, doch fehlt nichts Wesentliches. Die Platte ist besonders lehrreich dadurch, dass sie sehr klar und deutlich zeigt, wie der über die linke Schulter ragende Zipfel, den man an so vielen Benin-Platten sehen kann, mit dem oberen Lendenschurz zusammengehört. Ich hatte früher daran gedacht, dass dieser Zipfel irgendwie versteift wurde, da er sonst nicht so senkrecht in die Höhe stehen könne, aber wir finden in der älteren Litteratur für die Guineaküste nicht die allergeringste Andeutung einer solchen immerhin doch auffallenden Sitte. Ich denke daher jetzt an die Möglichkeit, dass wir es hier nur mit einer stilistischen Unbeholfenheit zu thun haben könnten und dass der Schurzzipfel in Wirklichkeit über die linke Schulter nach vorne geschlagen wurde.

Interessant ist die glatte, enganliegende Jacke mit Ärmeln, die fast bis an die Ellbogen reichen. Sie ist so gemustert, dass zwischen schmalen Querstreifen breitere liegen, in die hohe Dreiecke eingeschrieben sind; von diesen sind die mit der Spitze nach oben sehenden glatt mit einem eingeschriebenen Kreis, die mit der Spitze nach unten sehenden aber quergestreift dargestellt. Es handelt sich also um ein in Wirklichkeit sicher farbig zu denkendes Muster und wegen des engen Anliegens wohl um ein trikotartiges Gewebe, vermutlich einheimischer Herkunft, denn es ist nicht wahrscheinlich, dass ähnliche Zeuge damals in Europa hergestellt wurden. Ähnliche Ärmeljacken sind aber im alten Benin sehr häufig getragen worden; sie lassen sich in vielen Fällen als unter dem Panzer getragen nachweisen, so auch auf der schönen Platte 153, Abb. 7, wo wir ähnlich gemusterte Ärmel unter dem Panzer vorsehend bereits kennen gelernt haben.

Der Oberschurz ist sehr reich und sorgfältig mit menschlichen Köpfen und mit Halbmonden verziert und hat unten ein breites Flechtband als Kante. Diese selbe Kante lässt sich auch auf dem

schotenartig geformten, bis über Schulterhöhe aufragenden Schurzzipfel nachweisen, auf dem wir auch die schon früher einmal als typisch erwähnten zwei Quastenpaare ganz besonders deutlich dargestellt finden. Auch der Unterschurz ist verziert und mit einer breiten Kante versehen, die aus dicht aneinanderliegenden kleinen Rhomben mit je einem Punkt in der Mitte gebildet ist. Die beiden Schurze werden durch einen breiten Gürtel mit Flechtbandmuster festgehalten.



Abb. 11. Platte 50. Krieger mit Bandelier. Etwa $^{1}/_{6}$ d. w. G.

Der links mit einer Feder geschmückte Helm ist ganz mit grossen Perlen bedeckt; in der Schläfengegend hängen beiderseits je drei Schnüre mit denselben cylindrischen Perlen bis zur Schulter herab. Um den Hals, Unterkiefer und Mund liegt, fast bis zur Nase reichend, ein breites Halsband aus acht Querreihen langer Perlen. An beiden Handgelenken sehen wir glatte, flache Armreifen von etwa drei Querfinger Breite und mit stark aufgewulsteten Rändern. Die rechte Hand, halb erhoben, fasst das bekannte blattförmige Schwert mit der grossen runden Schleife, der linke Arm ist leicht in die Seite gestemmt.

Sehr lehrreich ist auch die Platte 50, Abb. 11 und 12. Sie zeigt einen Mann in einer bisher hier noch nicht erwähnten Tracht, mit zwei Lendenschurzen, aber mit nacktem Oberkörper. Der obere Schurz scheint aus Pantherfell zu sein, der untere ist sehr reich verziert (bedruckt? bestickt?) und zeigt in der Gegend des linken Oberschenkels einen bärtigen menschlichen Kopf. Der mächtige Schurzzipfel reicht bis zur Höhe des Ohres. Anscheinend zum Gürtel gehört ein breites Band, das bis an das linke Knie herabhängt, mit

drei grossen Ringen geschmückt ist und in eine Glocke endet. Von der rechten Schulter hängt eine Art Bandelier herunter, anscheinend aus einem Streifen Pantherfell, aber mit Fransen, über deren Natur ich nichts zu sagen weiss. Zu diesem Bandelier gehört der Dolch unter der linken Achsel; er ist, wie Fig. 12 zeigt, auf unserer Platte besonders gut erhalten; man sieht da auch den ganz nach vorne vortretenden Griff, der sonst fast stets abgebrochen ist und, von der Scheide herabhängend, eine grosse runde Glocke. Der links mit einer grossen steifen Feder und mit zwei quergestellten cylindrischen Perlen geschmückte Helm ist aus in Querstreifen schön gemustertem Korbgeflecht, wie uns ähnliche Helme auch heute noch mehrfach in Westafrika entgegentreten und besonders in Portugiesisch-Guinea allgemein verbreitet sind. Etwas über das Kinn hinaufreichend sehen wir das gewöhnliche Halsband, das hier aus drei Schnü-



Abb. 12.
Platte 50 wie Abb. 11. Von der Seite gesehen.
Etwa 1/3 d. w. G.

ren mit cylindrischen Perlen besteht, und unter ihm ein anderes Halsband mit mächtigen Pantherzähnen, aber diesmal ohne die sonst meist zugehörige Glocke. Um den rechten Unterarm wird ein breites Armband getragen, um den linken ein schmaler Reif mit rundlichem Querschnitt. Über jedem Fussgelenk je zwei Fussringe.

Die Platte gehört zu den grössten, die überhaupt aus Benin bekannt sind, und ist die grösste der Knorrschen Sammlung. Von einer unwesentlichen, nur den Hintergrund betreffenden Beschädigung der linken oberen Ecke abgesehen, ist sie tadellos erhalten.



Abb. 13. Platte 318.
Krieger mit der Maske eines Geparden am Gurtband.
Etwa $^1/_8$ d. w. G.

Die Reihe der »Krieger« schliesst die hier Fig. 13 abgebildete Platte 318. Der Oberkörper des Mannes ist unbekleidet, sodass die für die Benin-Leute auch jetzt noch typische Tätowierung schön sichtbar ist: Ein unpaarer Strich in der Mittellinie des Körpers, von unterhalb des Nabels angefangen bis über die Herzgrube hinauf, und dann zwei andere, paarig jederseits etwa drei Querfinger breit neben dem mittleren entspringend und leicht nach aussen ausbiegend, bis in die Gegend der Brustwarze reichend. Zu diesen drei Strichen gehören meist noch zwei weitere, die parallel mit ihnen, genau in der Mitte jeder seitlichen Rumpfwand, von der Gürtelgegend nach der Achselhöhle hin ziehen. Vermutlich bestand die wirkliche Tätowierung stets aus allen fünf Strichen; es liegt aber in der reliefartigen Behandlung unserer Platten, dass auf mancher nur die drei vorderen Striche zur Darstellung gelangten. Um so besser sieht man die vollständige Tätowierung auf den Rundfiguren mit unbekleidetem Oberkörper — vergl. die Abbildung 72, Taf. XII.

Der Unterschurz ist abgebrochen, hingegen ist der Oberschurz fast vollständig erhalten und mit Blumen, Halbmonden und Sternen viel reicher geschmückt, als die hier nicht ausreichende Abbildung erkennen lässt. Besonders merkwürdig ist unter diesen Verzierungen auch etwas, das wie ein umgekehrtes, mit dem Kinn nach oben gewandtes Gesicht aussieht. Am unteren, beschädigten Rande ist oben noch der obere Teil eines Kopfes sichtbar, mit kreisrunden Augen und abstehenden Henkelohren. Als Kante erscheint ein einfaches breites Flechtband und darunter eine dicke, gewulstete, verzierte Stossborte, die sich auf dem bis fast in Augenhöhe reichenden Zipfel fortsetzt. Gehalten wird der Schurz durch einen breiten gebundenen Gürtel, der, worauf ich ganz besonders hinweise, mit einer Panthermaske geschmückt ist. Von solchen und ähnlichen Masken (meist mit menschlichen Gesichtern, aber auch mit Panther- und Widderköpfen) sind mir im ganzen etwa 20 Stücke bekannt geworden, eine aus Elfenbein, die anderen alle aus Erz und meist mit ganz besonderer Sorgfalt gearbeitet. Dass sie zum Anhängen gemacht waren, geht aus der Rückseite aller Stücke hervor; dass sie am Gürtel getragen wurden, lehren unsere Platte und etwa ein Dutzend anderer in anderen Sammlungen; hingegen ist es nicht leicht, über die Art ihrer Befestigung ins klare zu kommen. Ähnlich wie die um den Hals getragenen Glocken werden wir diese Masken vielleicht als Rangzeichen oder Auszeichnungen betrachten dürfen.

Den Kopf unserer Figur bedeckt ein anscheinend aus Flecht werk hergestellter, abgerundet kegelförmiger Helm, der links mit einer Feder verziert ist. Den Hals umgeben zwei Schmuckstücke, eines mit sieben grossen, etwa eiförmigen Perlen, darunter ein anderes mit sieben Pantherzähnen, von denen einer recent, ein anderer schon früher abgebrochen ist. Um die linke Schulter und rechte Hüfte hängt ein Bandelier mit vier Reihen von grossen cylindrischen Perlen. An beiden Vorderarmen befinden sich sehr breite, verzierte cylindrische Armbänder. Die rechte Hand hält ein blattförmiges Schwert, die linke ist auf die Panthermaske am Gurt gestützt. Von der Platte fehlt unten etwa ein Fünftel, ausserdem ein grosser Teil des flachen Grundes; von der Figur selbst fehlen aber fast nur die Füsse und der untere Schurz.

D. Platten mit Musikanten.

Diese sind in der Knorrschen Sammlung nur durch drei Stücke, alle mit Tuthornbläsern, vertreten, die hier Fig. 14 bis 16 abgebildet sind.

Unter diesen ist die Platte 55, Fig. 14 Taf. IV die bedeutendste, sowohl durch die Schönheit der Ausführung, als auch, weil sie uns ein Kleidungsstück kennen lehrt, das uns bisher neu ist und das überhaupt auf Benin-Platten nur sehr selten dargestellt ist. Es bedeckt die ganze Vorderseite (und in Wirklichkeit wohl auch die Rückseite) des Oberkörpers und lässt die beiden Schmalseiten frei. Man könnte es also wohl am besten mit einem ganz schmalen Poncho vergleichen. An beiden Seiten hat es, durch einen Doppelsaum von dem Mittelfeld getrennt, eine schräg gestreifte, aus abwechselnd glatten und punktierten Feldern bestehende Kante, die vielleicht Fransen andeuten soll. Über das Material dieses Kleidungsstückes wage ich kein Urteil; das untere Ende reicht unter den Gürtel.



Abb. 15. Platte 170.
Mann mit Tuthorn. Etwa 1/3 d. w. G.

Von den beiden sonst ähnlich gemusterten Schurzen hat der untere eine einfach quadratisch gemusterte Kante, der obere eine solche mit einem Flechtband, das sich auch auf den kurz, aber breit ausladenden Zipfel fortsetzt. Gehalten werden die beiden durch einen glatten Gürtel, dessen freies Ende mit einer schmalen gemusterten Kante und mit Fransen verziert ist. Den Kopf bedeckt ein geflochtener Helm mit einer kleinen Feder auf der linken Seite. Ein Halsband mit Pantherzähnen und je ein runder, nicht ganz geschlossener Armreif um das Handgelenk bilden den Schmuck des Mannes; die Fussgelenke sind frei.

Ein Tuthorn wird mit beiden Händen so gehalten, dass die rechte das seitlich angebrachte Blasloch an den Mund drückt, die linke aber die Schallöffnung verschliesst. Wenn die Verhältnisse nur annähernd richtig wiedergegeben sind, so würden wir für das Tuthorn eine ungefähre Länge von fast 1 m annehmen dürfen; das Material war wohl Elfenbein.

Dieser Platte fast vollkommen entsprechend ist das hier Fig. 15 abgebildete Bruchstück Nr. 170. Zwar fehlt der linke Vorderarm

und die untere Hälfte des Tuthorns, aber das Vorhandene genügt doch, um in dieser Platte eine fast vollständige Replik der früher beschriebenen zu erkennen. Ein solches Verhältnis ist ungemein lehrreich; wenn auch in der Technik des Giessens in verlorener Form an und für sich gegeben liegt, dass wirkliche »Doubletten« dabei völlig ausgeschlossen sind, so finden wir doch mehrfach unter den Benin-Platten solche, bei denen die Bezeichnung als »Doublette» naheliegt. Sie sind sicher von demselben Künstler, nach demselben Vorbild und für denselben Zweck gearbeitet. Natürlich kauft ein Museum nicht gerne zwei einander derart ähnliche Platten, besonders wenn noch der hohe Preis hinzukömmt, der für Benin-Altertümer gezahlt werden muss. Um so besser trifft es sich, dass hier neben einer tadellos erhaltenen Platte in derselben Sammlung auch ein kleines, an und für sich minderwertiges Bruchstück studiert werden kann, das von einer nahezu vollständigen Doublette herrührt.



Abb. 16. Platte 61. Mann mit Tuthorn. Etwa $^1/_6$ d. w. G.

Völlig anders sieht der dritte »Mann mit Tuthorn« aus, den wir auf Platte 61, Fig. 16 vor uns sehen. Er hat eine runde, fast krempenlose Metallhaube, nackten Oberkörper und statt des sonst in Benin meist üblichen Schurzes einen Gurt, von dem mehrere, etwa spannbreite, unten abgerundete Streifen aus Pantherfell bis in Kniehöhe herabhängen. Von diesen Streifen ist der mit Hals und Kopf des Tieres genau in der Mitte des Gurtes angebracht. Das Tuthorn

hängt an einem schmalen Bande über die linke Schulter bis an die Hüften herab und wird von beiden Händen gehalten. Es ist viel kürzer als die auf den früher beschriebenen Platten und hat etwa an den Grenzen des mittleren Drittels oben und unten je ein Paar grosse vorspringende Ringe; wahrscheinlich haben wir uns dieses Horn nicht aus Elfenbein, sondern aus Metall zu denken.

E. Platten mit Boten und Stabträgern.



Abb. 17. Platte 274. »Bote«. Etwa $^3/_{10}$ d. w. G.

Als »Boten« bezeichne ich unter den mir bekannten Figuren der Benin-Platten etwa ein Dutzend Leute, die alle ganz gleichartig gekleidet sind und in der rechten Hand alle einen flachen, quadratischen Gegenstand halten, den man bei uns ohne Bedenken für einen Brief halten würde. Ich bin nun freilich sehr weit davon entfernt, zu erklären, dass diese Leute wirklich »Briefträger« in unserem Sinne seien, aber da sie unter sich zweifellos zusammengehören und eine in sich völlig geschlossene Gruppe bilden, ist es bequem, sie auch unter einem einheitlichen Namen zusammenzufassen, und ich habe sie deshalb als »Boten« bezeichnet, zunächst nur zu meiner persönlichen Bequemlichkeit und im internen Museumsdienst — aber es scheint mir jetzt zweckmässig, das Wort auch sonst beizubehalten, so lange, als bis uns die wirkliche Bedeutung dieser Leute bekannt wird.

Die Karl Knorrsche Sammlung enthält zwei Platten, die in diese Gruppe gehören, 274 und 339, leider beide etwas beschädigt, so dass ihre bezeichnenden Eigenschaften nicht sofort zur Geltung kommen. Fig. 17 zeigt am besten den flachen viereckigen »Brief«, die steife Haltung, in der dieser immer mit der Rechten hochgehalten wird, den stets durch mehrere Bänder gehaltenen Oberschurz und den hochragenden Zipfel. Von diesem sieht man bei den vollständig er-

haltenen Platten dieser Art stets eine grössere Zahl, meist acht, Gegenstände nach aussen und unten wegstehen, welche die Stelle der sonst hier üblichen Quasten vertreten, aber die Form von Vogelfedern haben. Es scheint also, als wäre der untere Rand des Schurzzipfels mit Federn besetzt. Bei der Fig. 17 ist nur die oberste dieser Federn erhalten, bei Fig. 18 sind durch einen neben dem Zipfelband verlaufenden Bruch alle diese Federn abgebrochen und eben nur noch ihre Ansatzstellen erhalten. Sehr eigenartig ist bei fast sämtlichen Leuten dieser Gruppe auch der Unterschurz; wie Fig. 18 zeigt, ist er treppenartig mit sechs horizontal verlaufenden Fransenstreifen verziert. Gehalten werden die beiden Schurze durch einen breiten glatten Gürtel, dessen eines Ende an der linken Seite nach aussen übergeschlagen ist und mit einer breiten Fransenkante abschliesst. Am Kopf wird ein glatter halbkugeliger Helm getragen, um den Hals der übliche, übertrieben grosse anliegende Perlenschmuck; zu den mehr persönlichen Varianten gehört das grosse Perlengehänge auf Fig. 17, sowie die Armspangen, die von der sonstigen Einheitlichkeit der äusseren Ausstattung nicht berührt erscheinen. Die Tätowierung ist in fast allen Fällen die gleiche, wie sie noch heute in Benin beobachtet wird — die bereits erwähnten drei bezw. fünf Streifen auf dem Oberkörper und je drei breite, kurze, stark erhabene Narben über den Augenbrauen.



Abb. 18. Platte 539. »Bote«. Etwa 3/10 d. w. G.

Auf der Fig. 18 abgebildeten Platte fehlt ausser den Füssen auch die rechte Hand; aus der ganzen Haltung des Armes, sowie aus der Kleidung der Figur lässt sich das Fehlende mit absoluter Sicherheit ergänzen. Mit der Hand und dem »Brief« ist auch der an dieser Stelle zur technischen Sicherung des Gusses nötig gewesene

Steg abgebrochen; er war vierkantig und hat beim Brechen ein entsprechendes Stück aus der ganzen Dicke der Platte mit sich gerissen, wie der viereckige Defekt deutlich erkennen lässt.

Neben den zahlreichen Platten dieser Art giebt es auch andere, welche zweifellos demselben Kreise angehören. So sei hier der Vollständigkeit wegen angedeutet, dass sich in der Berliner Sammlung eine Benin-Platte befindet, mit zwei völlig gleichgekleideten Figuren, von denen die eine statt des »Briefes« einen anders gefalteten Gegenstand hält, während die zweite eine regelrechte Umhängtasche trägt — eine Abweichung von der Regel, welche unsere Auffassung dieser Leute als »Boten« erst recht zu bekräftigen scheint.



Abb. 19. Platte 284. Mann mit Stab. 1/4 d. w. G.

Im Anschlusse an diese »Boten« seien hier einige Platten mit »Stabträgern« behandelt, für die es freilich einstweilen noch ganz unsicher ist, ob sie wirklich etwa auch als Boten und Läufer aufzufassen sind und ob sie überhaupt untereinander zusammenhängen; es ist ja denkbar, dass bei einzelnen dieser Leute der Stab auch als Würdezeichen aufzufassen ist.

Dies würde gerade bei der Platte 284, die in Fig. 19 abgebildet ist, sehr naheliegen, da der Mann einen ganz mit grossen Perlen bedeckten, reichverzierten Helm trägt, den wir sonst nur bei Leuten finden, die wir für grosse Krieger oder sonst für hohe Würdenträger halten müssen. Auch die beiden grossen Krokodilköpfe, die wir als Beizeichen in den unteren Ecken der Platte finden[1]), sind sicher nicht zufällig hingesetzt, nur um den sonst leeren

[1]) Wahrscheinlich war auch in der abgebrochenen rechten oberen Ecke ein gleicher Kopf dargestellt gewesen.

Raum zu füllen, sondern stehen in einem bestimmten Zusammenhange mit der Hauptfigur. Wir wissen, dass gerade das Krokodil zu den Tieren gehört, die im alten Benin sakrale Bedeutung gehabt haben, und wir kennen Krokodilköpfe als Beizeichen auch auf solchen Platten, auf denen ein von zwei Begleitern gestützter Mann dargestellt ist, von dessen Gürtel Krokodilmasken herunterhängen, also wohl entweder ein geistlicher Würdenträger oder ein etwa dem Malapterurus-Gott zu vergleichendes dämonisches oder halbdämonisches Wesen.

Besonders merkwürdig sind bei dem hier dargestellten Manne die beiden Lendenschurze. Abweichend von der gewöhnlichen Regel sind sie untereinander gleich und ausserdem auch sonst von ganz ungewöhnlicher Art; sie haben jeder sieben schräg verlaufende »Volant«-Streifen, die ihrerseits aus lauter gleichen, nebeneinanderhängenden halbkreisförmigen Lappen bestehen; im Innern eines jeden dieser Lappen und auch zwischen je zwei Lappen sieht man vier mit dem vertikalen Halbmesser parallele Streifen; jeder einzelne Lappen scheint ausserdem eine Art von schmalem Fransensaum zu haben.

Ich kenne nichts, was diesen alten Lendenschurzen aus dem gegenwärtigen Kleidungsbestande in Oberguinea zur Seite gestellt werden könnte, und habe auch keine Vorstellung davon, aus welchem Material sie wohl bestanden haben dürften. Das ungewöhnliche Muster lässt sich auch auf dem kurzen Zipfel nachweisen. Der Oberkörper ist nackt und in der üblichen Weise tätowiert. Der enganliegende Halsschmuck besteht aus sieben Reihen von cylindrischen Perlen; die Unterschenkel sind fast ganz mit Perlschnüren umwickelt, die Vorderarme mit breiten, sorgfältig ziselierten Armbändern geschmückt. Die linke Hand hängt mit dem Daumen im Hüftgurt, die rechte hält das untere Ende eines über meterlang dargestellten glatten, drehrunden Stabes.

Besser als diese Platte würde eine andere, Nr. 188, auf einen gewöhnlichen Läufer bezogen werden können; die Abb. 20 zeigt uns einen augenscheinlich jüngeren Mann, der ohne sonstige besondere Rangabzeichen einen langen, nicht ganz geraden Stab in der Rechten hält. Sein Oberschurz weicht von dem sonst in Benin am häufigsten vorkommenden Typus dadurch ab, dass der unterste Zipfel hochgenommen und von einem unter den Hüften laufenden Bande festgehalten ist — eine Anordnung, die vielleicht mit der durch sie bedingten grösseren Beweglichkeit in Zusammenhang gebracht werden könnte. Von der rechten Schulter zur linken Hüfte verläuft bandelierartig das Tragband für ein kurzes Schwert; zu diesem Tragband gehört auch das lange Band, das von der Schwert-

scheide bis über die Kniegegend herabhängt und mit einer Quaste oder runden Glocke endet. Der Gürtel ist sehr breit, nicht nur an seinem oberen und unteren Rande, sondern auch in der Mitte stark gewulstet.

Erwähnenswert ist bei dieser Tafel auch das besonders ausdrucksvolle Gesicht mit der ungewöhnlich flachen und breiten Nase und der schönen Tätowierung, sowie die schöne Perücke. Diese ist vollständig in der Art der natürlichen Behaarung gearbeitet, aber mit regelmässigen langen Spirallocken; würde der obere Stirnrand nicht durch eine so ganz gerade verlaufende Linie gegeben sein, könnte man wohl an wirkliche, einfach etwas stilisierte Behaarung denken; so wie die Sache aber dargestellt ist, scheint die Annahme einer Perücke fast unabweisbar. Eine solche würde übrigens für Afrika durchaus nicht ohne Analogie sein, wenn auch die schönsten afrikanischen Perücken, die wir heute kennen, nicht aus dem Westen kommen, sondern von den Dschagga am Kilimandjaro. Sie sind zunächst weniger als Schmuck zu betrachten, sondern wohl eher auf die Scheu vor Ungeziefer zurückzuführen. Jedenfalls lassen sich solche Perücken durch einfaches Erhitzen und Räuchern am offenen Feuer viel leichter reinhalten als das gewachsene Haar, und nur mit glattrasiertem Kopf umherzugehen, was ja sonst auch vielfach in Afrika und anderswo des Ungeziefers wegen geübt wird, ist nicht jedermanns Sache, schon wegen der intensiven Sonnenstrahlung, die das Gehen mit blossem Kopf auch für den Eingeborenen nicht immer rätlich erscheinen lässt. So ist der erst kunstvoll geschorene und dann mit einer oft sehr grossen Perücke bedeckte Kopf eine Erscheinung, der wir sowohl unter afrikanischen als unter ozeanischen Naturvölkern sehr häufig begegnen.



Abb. 20. Platte 188. Mann mit Stab. Etwa 1/6 d. w. G.

F. Platten mit verschiedenen anderen Eingeborenen.

Unter dieser dehnbaren und unbestimmten Rubrik müssen hier zahlreiche Platten zusammengefasst werden, die wir vorläufig sonst nicht unterbringen können. In den grösseren Sammlungen in Berlin und London würde es nötig sein, hier noch eine Reihe von Untergruppen aufzustellen; in der Knorrschen Sammlung fallen nur zehn Platten in diese Gruppe, so dass auf weitere Teilung wohl verzichtet werden kann.

Eine Art von Ähnlichkeit mit dem Stabträger der letzterwähnten Platte hat der Mann auf Platte 49, die hier Fig. 21 abgebildet ist.



Abb. 21. Platte 49. Mann mit Dolch an Bandelier. $^1/_5$ d. w. G.

Der Oberschurz ist sehr reich gemustert, leider durch einen grossen Gussfehler arg entstellt; auch der Unterschurz ist stark beschädigt. Beide werden durch einen breiten Gurt festgehalten, der über der linken Hüfte mit einer »Masche« verknüpft ist. Der Oberkörper ist nackt, mit den fünf typischen Tätowierungslinien. Wie bei der vorerwähnten Figur läuft ein breites Band von der rechten Schulter zur linken Hüfte, wohl gleichfalls als Wehrgehenk für ein kurzes Dolchmesser, das in diesem Falle allerdings nicht mit ganzer Sicherheit nachzuweisen ist. Um den Hals wird ein einfacher Ring getragen, an den Handgelenken je ein glatter Reif mit etwas übergreifenden Enden.

Der Kopf ist unbedeckt, wobei freilich offen bleiben muss, ob es sich um die wirkliche Haartracht oder nicht vielleicht doch, wie bei der vorigen Figur, um eine Perücke handelt. Jedenfalls sehen

wir das Haar links in zwei, rechts in einen Zopf geflochten, eine in Benin mehrfach zu beobachtende Asymmetrie.

Wie schon bei einigen früher beschriebenen Platten, sind auch bei dieser die beiden Längskanten im Falz umgebogen, so dass sie im Querschnitt schematisch so ⌈‾‾‾‾‾‾‾‾⌉ aussehen würde. Diese Form kömmt besonders an den grösseren Benin-Platten nicht selten zur Beobachtung und scheint mit jener alten, hier auf S. 1 erwähnten Mitteilung zu stimmen, dass es gerade die Pfeiler im königlichen Palaste waren, die man mit solchen Platten verkleidete. Es ist ja einleuchtend, dass eine Platte mit fingerbreitem Falz auf beiden Seiten als Wandbekleidung nicht gut zu denken ist. Die lichte Breite dieser Platten würde also mit der Pfeilerdicke übereinstimmen, während man sich vorstellen könnte, dass die Platten ohne Falz auf den Seitenflächen der Pfeiler je nach Bedarf angebracht wurden. In technischer Beziehung ist festzustellen, dass diese umgefalzten Ränder schon im Wachsmodell hergestellt wurden; die grosse Sprödigkeit des Materials würde ein Biegen nach dem Gusse niemals gestattet haben. Hingegen sind die schmalen Aussenflächen der Ränder stets sorgfältig durch Ziselierung geschmückt, fast immer mit einem einfachen Flechtband.



Abb. 22. Bruchstücke zweier Platten, 225 u. 310. Mann mit Schellen am Bandelier. Etwa 1/4 d. w. G.

An diese Platte anzuschliessen sind zunächst zwei sich ungefähr ergänzende Bruchstücke 225 und 310, die obwohl nicht von derselben Platte stammend doch auf derselben Unterlage befestigt werden konnten; von den sonst nicht sehr bedeutenden Bruchstücken ist das obere durch die etwas weichliche Behandlung des Gesichtes auffallend, das untere aber durch ausserordentlich sorgfältige Ziselierung des Schurzes. Unter den Mustern desselben fesselt ein im Ellbogen gebeugter Arm und ein stark stilisierter bärtiger Kopf besonders unsere Aufmerk-

samkeit. Leider sind diese auf der Abbildung Fig. 22 kaum zu erkennen. Der Oberschurz hat unten ein breites Flechtband zwischen einer schmalen Innen- und einer wenig breiteren Aussenkante. Auch der Unterschurz, der sonst dem oberen ähnlich behandelt ist, hat eine Flechtbandkante, die aber nur von schmalen Säumen eingefasst ist.

Gleichfalls als verwandt hier anzureihen ist vielleicht die Platte 321; wie die Abb. 23 zeigt, ist leider der Kopf der Figur abgebrochen. Besonders merkwürdig sind die Beizeichen, nach unten offene Halbmonde, sowie die »geometrischen« Verzierungen des Oberschurzes. Das bandelierartige Wehrgehenk gleicht dem, das wir auf der Fig. 20 abgebildeten Platte kennen gelernt haben, und besteht aus einem Streifen Pantherfell. Der Dolch ragt nur mit dem Griffe aus der Bildfläche hervor. Vor der Scheide, unmittelbar am Rande, unter der linken Hand, hängt ein sehr langes, ganz spitz kegelförmiges Glöckchen herab; eine zweite Glocke sehen wir in Kniehöhe an einem zum Wehrgehenk gehörigen Bande hängen. Der Unterschurz hat acht Reihen von Fransen und erinnert so etwas an den der »Boten«. Um den Hals liegt eine einfache Perlenschnur, um die Handgelenke je ein glatter Reif, kaum fingerdick und von rundlichem Querschnitt, mit etwas übergreifenden Enden.



Abb. 23. Platte 321.
Mann mit ungewöhnlich gemustertem Schurz.
Etwa 1/6 d. w. G.

Von grosser Schönheit und auch durch die ungewöhnliche Haartracht auffallend ist die hier Fig. 24 abgebildete Platte 291. Auch sonst ist sie mehrfach interessant. Der Oberschurz hat eine

Art von Flechtbandkante, die unten noch durch eine gezopfte Borte und einen Fransensaum abgeschlossen ist. Abweichend von der üblichen Behandlung scheint der Oberschurz doppelt zu liegen, seine obere Lage wird von einem Band hochgehalten, von dem ein kleiner Zipfel überhängt. Der eigentliche Unterschurz zeigt sieben Reihen von Fransen und schliesst unten mit einer gezopften Borte und einem Fransensaum ab. Um die Hüften liegt ein breiter Gurt, anscheinend ein Pantherfell, mit einer grossen Schleife; vor dieser liegt das fransengeschmückte Ende des sonst meist allein getragenen schmäleren Hüftgurtes, hinter ihr werden zwei quastenförmige Gegenstände sichtbar, die vielleicht zu dem en bandelier getragenen Wehrgehenk mit dem Dolchmesser gehören.



Abb. 24. Platte 291. Junge mit langen Zöpfen. $^2/_7$ d. w. G.

Der Oberkörper ist nackt, in der üblichen Art tätowiert. Am rechten Vorderarm ein glatter Reif mit übergreifenden Enden, um den Hals eine einfache Schnur mit cylindrischen Perlen. Die Haartracht ist nicht ganz sicher zu deuten; wahrscheinlich besteht sie aus langen, halb gedrehten und halb verfilzten Zotteln mit Perlen an den Enden, eine Art, die auch heute noch an zahlreichen Gauklern, Bettelmusikanten und anderen Vagabunden beobachtet werden kann, wie sie den ganzen Sudân vom Roten Meer bis zum Atlantischen durchziehen.

Auf Fig. 25 und 26 sind zwei Platten abgebildet, 349 und 175, die untereinander nahe verwandt zu sein scheinen; die letztere ist leider sehr defekt, so dass wir über ihre Hüftbekleidung nichts wissen, aber Stil, Haltung und besonders die ganz eigenartige Kopfbedeck-

ung stimmen bei beiden Platten so überein, dass wir beide hier im Zusammenhang behandeln können. Der einzige wesentliche Unterschied zwischen den beiden Figuren liegt in ihrem Halsschmuck; beide haben zwar dieselbe weite Schnur mit cylindrischen Perlen, aber über derselben hat 349 eine Schnur mit drei ganz besonders grossen Perlen, 175 drei ganz enganliegende Schnüre von kleinen. Sonst interessiert uns an den beiden Platten nur die Kopfbedeckung; ich glaube, wir haben sie uns aus einem weichen Zeuge zu denken, auf der reihenweise kleine Lappen (oder Amulette) aufgenäht sind. Der Oberkörper beider Figuren hat die typische Tätowierung, ebenso die Stirne von 349. Die Stirne von 175 ist hingegen ohne Narbenzeichnung.



Abb. 25. Platte 349.
Mann mit ungewöhnlicher Kopfbedeckung.
Etwa ²/₇ d. w. G.

Ebenso kurz kann auch die Platte 87 beschrieben werden. Sie zeigt uns, vgl. Abb. 27, einen jüngeren Mann mit auffallend schmalen und prognathen Gesicht und perückenähnlicher Kopfbedeckung; links scheint ein dünner Zopf wegzustehen, nach oben ragt eine einzelne Feder. Bemerkenswert ist der völlig glatte und unverzierte Oberschurz; auch der Unterschurz ist glatt, hat aber wenigstens unten drei schmale Kanten; vom Oberschurz ragt ein Zipfel bis über Schulterhöhe; von einem Rande hängen sechs Federn herab, die genau wie bei den »Boten« gebildet sind; die Ähnlichkeit geht so weit, dass hier von den einzelnen Federn je eine abwechselnd glatt und die nächste rhombisch schraffiert ist, genau wie dies bei den »Boten« manchmal vorkömmt. Wir haben es also sicher da und dort mit derselben Sache zu thun und können uns vielleicht denken, dass unsere Platte einen zur Zeit nicht im Dienste befindlichen »Boten« vorstellen soll.

Völlig unsicher hingegen stehen wir vorläufig den drei letzten Platten dieser Gruppe gegenüber, die hier Abb. 28 bis 30 wiedergegeben sind. Sie zeigen uns alle drei jüngere Leute, mit nacktem Oberkörper, mit der typischen Tätowierung und mit perückenartiger Kopfbedeckung. Auf Platte 289, Abb. 28, sehen wir den Oberschurz reich mit Streifen und grösseren viereckigen Mustern verziert und unten mit einem Flechtband und zwei schmalen glatten Kanten abgeschlossen. Der Unterschurz ist glatt, mit einer Fransenkante. Um den Hals liegt eine einfache Reihe cylindrischer Perlen, um die Handgelenke



Abb. 26. Platte 175.
Mann mit derselben Kopfbedeckung wie der auf Abb. 25.
Etwa 2/7 d. w. G.



Abb. 27. Platte 87.
Mann in der Tracht der »Boten«.
Etwa 1/6 d. w. G.

je ein glatter Ring. Von der rechten Schulter hängt en bandelier ein breites glattes Wehrgehenk herab, mit einem Dolchmesser, dessen weit vorragender Griff von der linken Hand gefasst wird.

Jemand, der den Stil der Benin-Kunst nicht genau kennt, würde nach der Bildung der Brust diese Figur wohl für weiblich halten — sicher mit Unrecht; Kleidung und Bewaffnung sind ausgesprochen männlich und die weibliche Brust pflegt in Benin ganz anders gebildet zu werden. Immerhin ist es möglich, dass der Künstler hier mit Absicht etwas weichere und weibische Formen dargestellt hat.

Bei Platte 96, Abb. 29, habe ich nur auf den ganz ungewöhnlich dargestellten Oberschurz aufmerksam zu machen; sein Wesen ist mir nicht klar; es ist möglich, dass er an sich glatt ist und dass die drei erhabenen bandartigen Streifen ihm nur lose aufliegen; aber auch dann würde die ganze Anordnung kaum verständlich sein.

Hingegen hat Platte 94, Abb. 30, wieder den typischen Schurz; er ist zwischen breiten Streifen roh geblumt, am Rande mit breitem Flechtband und zwei schmalen glatten Kanten. Im Gürtel stecken links zwei kurze, spitze Gegenstände, die aber nur nach unten ragen und oben nicht sichtbar sind.







Abb. 28—30. Platten 289, 96 und 94. Jüngere Leute. Etwa 1/6 d. w. G.

6. Platten mit Tieren und Tierköpfen.

Platte 192 zeigt eine Fleckenkatze und zwar wenn die Zeichnung des Felles massgebend ist, den gemeinen Gepard, Felis jubata, den Jagdleoparden; es ist sicher dasselbe Tier, das wir schon auf der Fig. 5 abgebildeten Platte kennen gelernt haben und das auch sonst in Benin sehr häufig dargestellt wurde. Platten, wie die unsere, vgl. Fig. 31, kenne ich im ganzen sechs; sie sind untereinander sehr ähnlich und weichen nur in der Behandlung des Schwanzes etwas voneinander ab. Alle haben sie auch das gemeinsam, dass die oberen und unteren Ränder umgefalzt sind, nicht die seitlichen, wie man er-

warten sollte. Daraus könnte gefolgert werden, dass gerade diese Platten mit Geparden nicht wie die anderen auf Pfeilern befestigt wurden, sondern auf Querbalken. Eine andere Erklärung wäre die, dass die Geparden nicht schreitend zu denken seien, sondern steigend. Dann würde natürlich unsere Abbildung falsch orientiert sein und um 90° gedreht werden müssen, so dass der Kopf nach oben sieht. Ich verhehle mir nicht, dass bei dieser Orientierung die Hinterbeine ganz besonders ungeschickt behandelt erscheinen würden und ich habe es deshalb nicht gewagt, die Abbildung umzudrehen. Es dürfte richtiger sein, die Frage einstweilen noch offen zu lassen; wenn es sich später einmal zeigen sollte, dass diese Geparden wirklich »steigend« dargestellt sind, so würde man weiter daran zu denken haben, ob da nicht in der That eine Anlehnung an ein europäisches heraldisches Motiv vorliegt. Ich würde die Möglichkeit einer solchen Anlehnung nicht ganz zurückweisen. Die Stellung unseres Geparden ist allerdings so unheraldisch wie nur irgend möglich; aber wir kennen aus Benin eine Darstellung mit ganz zweifellos heraldischem Charakter — einen Malapterurus-Gott, der mit seinen beiden Begleitern in einen regelrechten Wappenschild hineinkomponiert ist.



Abb. 31. Platte 192. Gepard. Etwa 1/6 d. w. G.

Inzwischen müssen wir uns mit der Erkenntnis begnügen, dass die Darstellung der Geparden besonders da, wo sie in grösserem Maassstab allein auf einer Platte erscheinen, stets eine sehr unbeholfene ist und von der grossen Kunstfertigkeit der anderen Platten eigentümlich absticht. Dabei muss es einstweilen dahingestellt bleiben, ob das seinen Grund etwa in »hieratischem« Festhalten an überlieferten Formen hat, oder in einer mehr zufällig entstandenen Ungeschicklichkeit, wie eine solche etwa bei den meisten Japanern für die Darstellung von Pferden zu bestehen scheint, oder in anderen Ursachen.

Ähnlich wie die Haltung der Beine und des Körpers ist auch die Behandlung des Kopfes durchaus verfehlt; besonders die Eckzähne und die Augen sind viel zu gross geraten. Sehr bezeichnend

hingegen sind die Spürhaare, von denen hier, wie bei fast allen mir bekannten Benin-Geparden, drei auf jeder Seite von der Gegend des Mundwinkels aus nach hinten divergieren. Drei ganz gleichartige Linien finden wir an genau derselben Stelle mehrfach auch als Narbenzeichnungen auf menschlichen Gesichtern. Wir werden kaum irren, wenn wir eine solche Tätowierung in direkten Zusammenhang mit den traditionellen drei Spürhaaren des Geparden bringen und also eine Art von totemistischer Beziehung derart tätowierter Menschen zum Geparden annehmen.

Das Fell ist verhältnismässig naturähnlich durch scharf umrissene ziselierte Kreise wiedergegeben, die im Inneren glatt sind, während der Zwischenraum zwischen den Kreisen durch einzelne eingeschlagene Punkte angerauht ist. Das Ohr ist blattartig gebildet, ganz symmetrisch mit einer Mittelrippe und zahlreichen Querrippen, die bei einzelnen minder sorgfältig ausgeführten Stücken fehlen können, meist aber sehr mühsam eingepunzt sind. Zur Sicherung des Gusses befindet sich ein Steg zwischen der Ohrspitze und dem Grunde der Platte. Er ist hier sehr kurz und in keiner Weise störend; es ist aber für die ganze Benin-Technik sehr bezeichnend, dass solche Stege, auch wenn sie sehr lang und nach unseren Begriffen störend sind, niemals entfernt wurden. Es giebt Platten, auf denen ein Dutzend und mehr solcher Stege vorhanden sind; ihre Entfernung wäre technisch leicht und einfach gewesen, scheint aber niemals versucht worden zu sein. Die Berliner Sammlung besitzt sogar eine Panthermaske, an der zwei solche Stege zopfartig stilisiert, also geradezu ornamental behandelt sind, — ein Beweis, wie sehr den Benin-Leuten die Gusstechnik in allen ihren Einzelheiten vertraut war. Der Auftraggeber, der eine so sorgfältige Ziselierung und Überarbeitung der Platte verlangte, dass wir die auf manche einzelne Platte gewandte Arbeit auf mehrere Monate, ja auf ein halbes Jahr und darüber veranschlagen müssen, hat an den Stegen, deren Entfernung die Sache weniger Stunden gewesen wäre, niemals Anstoss genommen. So sieht ein Kenner etwa auch die Nähte eines Gipsabgusses, ohne dass sie ihm überhaupt zum Bewusstsein kommen, während der Laie sie als sehr störend empfindet.

Vorläufig unklar ist mir die Behandlung der Augen: Die Pupille ist spaltförmig, während vom Gepard gelehrt wird, dass gerade er, anders als die übrigen Katzentiere, runde Pupillen habe. Sämtliche mir bekannten »Panther« der Benin-Kunst haben nun spaltförmige Pupillen — mit einer einzigen Ausnahme, die weil es sich um ein augenscheinlich minderwertiges und flüchtig gearbeitetes Stück handelt, für uns hier nicht in Betracht kommen kann. Da sonst, solange

wenigstens die Zeichnung des Felles als massgebend gilt, an der Diagnose »Gepard« nicht gezweifelt werden kann, erscheint mir in Anbetracht der absoluten Treue, mit der solche Einzelheiten sonst von den Benin-Künstlern behandelt werden, die Frage berechtigt, ob der Gepard der Goldküste nicht wirklich spaltförmige Pupillen hat.

Das auf unserer Platte 192 dargestellte Tier ist ein männliches; Testikel sind angedeutet, der Penis nicht. Der linke Rand der Platte ist völlig zerstört, auch der obere Rand ist mehrfach beschädigt; doch ist das Tier selbst bis auf den fehlenden Schweif vollständig erhalten.

Platte 83 (siehe Fig. 32) zeigt uns einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln, ganz von vorne gesehen, nur den Kopf in Seitenansicht. Der ganze Habitus des Tieres, vor allem der lange, leicht gekrümmte Schnabel lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass wir es mit einem Ibis zu thun haben. Nur die Bestimmung der Species ist schwierig und, soweit ich die Frage gegenwärtig übersehen kann, vorläufig überhaupt nicht möglich. Derselbe Vogel wird nämlich auch sonst in Benin vielfach dargestellt und hat stets an der Wurzel des Halses einen kropfartig vorstehenden Lappen hängen. Wie mir Herr Prof. Reichenow mitteilt, ist dieser Lappen nur von Ibis carunculatus Rüpp. bekannt, dessen Vorkommen auf Abessinien beschränkt sei. Nun bestehen zwar gewisse völlig sagenhafte Beziehungen zwischen Benin und Abessinien, aber ich halte es doch für unstatthaft, anzunehmen, dass die alten Benin-Leute etwa auf einem Dutzend Platten immer einen abessinischen Ibis und überhaupt niemals irgend einen anderen Vogel dargestellt haben. Ausserdem hat der Ibis der Benin-Platten stets kleine Hautlappen auch von den Kieferwinkeln herabhängen, welche bei Ibis carunculatus Rüpp. fehlen. Ich möchte wegen der grossen Naturtreue gerade in Einzelheiten, welche für die afrikanische Kunst im allgemeinen und auch für die von Benin so sehr bezeichnend ist, annehmen, dass es sich hier nicht um eine freie Erfindung handelt, sondern um eine treue



Abb. 32. Platte 83. Ibis. Etwa 1/6 d. w. G.

Nachbildung eines den Benin-Künstlern aus täglicher Anschauung bekannten Vogels. Ein solcher scheint unseren Ornithologen gegenwärtig nicht bekannt zu sein; aber ich nehme an, dass er sich noch nachweisen lassen wird. Für diesen Fall möchte ich für ihn schon jetzt den Namen Ibis Beninensis in Vorschlag bringen.

Im übrigen verweise ich für das Aussehen dieses Vogels auf die in Vorbereitung befindliche Veröffentlichung der Berliner Sammlung, die eine grössere Anzahl ausgezeichnet schöner Platten mit einem solchen Ibis besitzt.

Die Stuttgarter Platte ist ganz ungewöhnlich dick und schwer, hat an beiden Längsseiten einen mit Flechtband verzierten, fingerbreit umgebogenen Falz und ist durch eine auffallend schöne hellgrüne Patina ausgezeichnet, die unter dem Lateritüberzug emporleuchtet. Die Blumensterne des Hintergrundes sind wesentlich grösser, als sie sonst auf den Benin-Platten zu sein pflegen.

Platte 185, Fig. 33 zeigt uns den kräftig stilisierten Kopf eines Krokodils, das Dr. Tornier als Cr. porosus Schn. zu bestimmen die Güte gehabt hat. Interessant ist die Symmetrie in der Stellung der Nackenschuppen und die ziemlich richtige Zeichnung derselben. Der eigentliche Kopf ist leicht dachförmig und mit beiderseits symmetrischen, abwechselnd glatten und punktierten Bandstreifen verziert.

Die Platte ist an beiden Längsseiten fingerbreit angefalzt; die so entstandenen schmalen Flächen sind mit einem einfachen Flechtband verziert. Die Löcher am Rande sind schon vor dem Guss vorbereitet gewesen, während sie sonst fast ausnahmslos roh in die fertig gegossene Platte hineingeschlagen wurden. Das hängt wahrscheinlich mit der ganz ungewöhnlichen Dicke der Platte zusammen; sie ist mindestens viermal so dick und schwer, als andere Platten sonst zu sein pflegen, und ist an manchen Stellen über 14 mm dick; es ist klar, dass, wenn eine solche Dicke von Haus aus beabsichtigt war, man gut that, rechtzeitig für die Löcher zu sorgen, deren nachträgliche Herstellung viel Arbeit gemacht hätte. Übrigens hat der Giesser ersichtlich die Menge des nötigen Erzes unterschätzt: der ganze obere Rand der Platte ist unvollständig geblieben, offenbar, weil die vorhandene Speise nicht reichte.

Noch sehr viel schöner ist der zweite Krokodilskopf der Karl Knorrschen Sammlung, Platte 121, in Fig. 34 abgebildet. Er hat weniger Nackenschuppen als der eben beschriebene und ist wesentlich schlanker. Ausserdem unterscheidet er sich von diesem bei sonst im ganzen ähnlicher Stilisierung durch das Vorhandensein zweier grosser kreisrunder, umwallter Nasenlöcher und durch vier grosse Zähne, von denen je zwei dem Ober- und je zwei dem Unter-

kiefer angehören; die anderen Zähne sind nur durch sägeartige Zacken angedeutet. Die grossen Augen sind weit vortretend und von einem sorgfältig verzierten Lidrand eingefasst. Unter dem rechten Auge ist die Platte durchlöchert, wie durch einen Schuss von der Rückseite her; die Verletzung kann aber ebenso gut durch einen heftigen Stoss mit einem spitzen eisernen Gegenstand, etwa einem Speerschuh, hervorgebracht sein. Sie ist nicht recent.

Platte 45 zeigt uns zwei Schlangen. Wie aus Abb. 35 zu ersehen, sind es zwei gleiche Tiere mit grossem dreieckigem Kopf und mächtigen Giftzähnen. Die Augen sind kreisrund; Nasenlöcher sind nicht angedeutet, ebenso fehlt jede Andeutung von Schuppen oder farbiger Zeichnung. Die Windungen sind roh schematisiert; irgend eine Möglichkeit, zu erkennen, ob die Tiere ruhend oder in Bewegung dargestellt zu denken sind, ist nicht gegeben. Ebenso ist es vorläufig, d. h. aus der objektiven Betrachtung, unmöglich, auch nur annähernd auf die wirkliche Grösse und auf die Art der dargestellten Schlangen zu schliessen. Aus der alten Litteratur ist mir bisher keine Angabe bekannt, die sich auf irgend eine Art von kleinen Giftschlangen beziehen liesse; nur mächtige Riesenschlangen finden wir erwähnt, aus Erz gegossen, »dreissig Fuss lang« von einem Turme über dem Eingange in den königlichen Palast herabhängend, offenbar als Apotropaia. Der Kopf einer solchen Riesenschlange ist hier Fig. 65 und 66 abgebildet. Er hat mit unseren zwei Schlangen sicher nichts zu thun. Diese sind wahrscheinlich als Giftschlangen aufzufassen. Über die Orientierung der Platte ist nur zu sagen, dass sie, nach den beiden Falzen der Längsseiten zu urteilen, jedenfalls aufrecht angebracht waren; ob aber die Köpfe nach oben oder nach unten gesehen haben, ist mir unbekannt. Nur von den



Abb. 33. Platte 185.
Kopf von Crocodilus porosus (Schn.). Etwa 1/5 d. w. G.

grossen Schlangen, die von den Thortürmen herabhängend dargestellt waren, wissen wir von zwei zeitgenössischen Platten (in Berlin und in London), dass der Kopf nach unten sah.

Ganz anders ist die Schlange auf Platte 190; sie hat, wie Fig. 36 zeigt, einen runden Kopf und keine Giftzähne. Allerdings hat sie auch in jedem Kiefer oben und unten je einen grossen Zahn, aber diese vier Zähne sind so weit nach hinten, in die Gegend der Mundwinkel, gerückt, dass es nicht gut angeht, sie auf Giftzähne zu beziehen; es ist wahrscheinlicher, dass sie nur überhaupt den Besitz grosser Zähne andeuten sollen. Die Augen stehen ganz nahe nebeneinander auf der oberen Fläche des Kopfes und sind roh und schematisch wie runde Buckel gebildet; nahe dem vorderen Ende des Kopfes sieht man zwei stark umwallte, kreisrunde Nasenlöcher. Über den ganzen Körper verteilt sind kreisrunde, punktierte Flecken. Vermutlich handelt es sich um einen Python, vielleicht um Python regius, von dem wir wissen, dass er noch heute vielfach in Oberguinea als Haustier gepflegt wird.



Abb. 34. Platte 121.
Kopf von Crocodilus porosus (Schn).
Etwa $^1/_5$ d. w. G.

Etwas unsicher ist die Bestimmung der Schlange auf Platte 327, Fig. 37. Der Kopf ist ausgesprochen dreieckig, aber es sind keine Giftzähne angedeutet, sondern zahlreiche kleine, untereinander gleichgrosse Zähne. Deshalb und wegen der vielen runden Flecken wird man wohl gleichfalls an einen Python zu denken haben. Die Augen sind spitz elliptisch, die Nasenlöcher kreisrund.

Die Platte hat links den typischen, schon im Wachsmodell vorbereiteten fingerbreiten Falz; rechts ist sie der ganzen Höhe nach beschädigt, und zwar nur oben und unten durch Bruch, sonst ist die Begrenzung durch die Ränder grosser Gusslücken gegeben. Zweifel-

los haben wir nur die Hälfte einer Platte vor uns, die ursprünglich ähnlich, wie die Fig. 25 abgebildete, ausgesehen haben dürfte; damit stimmt auch ihre Breite von 15 bis 16 cm, während die Platten mit Falzen sehr häufig 30 bis 31 cm messen.

Gleichfalls auf einen Python zu beziehen ist auch die Platte 104, Fig. 38. Hier fehlt aber jede Andeutung von Zähnen; auch Nasenlöcher sind nicht angelegt. Die Augen sind spitzoval.

Wir gelangen nun zur Besprechung von sechs Platten, auf denen Fische dargestellt sind. Darunter sind drei mit Chromiden, die sich wenigstens teilweise leicht bestimmen lassen; die drei anderen aber zeigen welsartige Fische, deren genaue Bestimmung auf fast unüberwindliche Hindernisse stösst. Einerseits kennen wir nämlich die thatsächliche Fischfauna von Benin nur höchst unvollkommen, andererseits aber sind die Fische auf unseren Platten derart stilisiert und so durchaus konventionell behandelt, dass es schon deswegen schwer fällt, ihre wirklichen Vorbilder zu erkennen.



Abb. 35. Platte 45. Schlangen. 1/6 d. w. G.

Die grössten Schwierigkeiten in dieser Beziehung bietet uns die Platte 177, Fig. 39. Schon die grossen Bartfäden sind übertrieben und in der Natur unmöglich. Auch das »Knie« dieser Bartfäden ist in dieser Form unrichtig; zwar haben alle Bartfäden der Welse nahe ihrer Wurzel, da, wo ihr knöchernes Skelett aufhört, eine Art Knie, aber es ist niemals so ausgesprochen und liegt auch stets viel näher am Kopfe. Wir sehen aber an den Elfenbeinbildwerken und vielfach auch an kleinen erzenen Schmucksachen aus Benin, dass die Stilisierung der Bartfäden noch sehr viel weiter gehen kann, als auf unseren Platten, und dass da manchmal Welse dargestellt werden, deren Bartfäden viel mehr Raum füllen, als der ganze übrige Fisch; wir können daraus schliessen, dass die Form und Art der Bartfäden überhaupt nicht nach zoologischen Gesichtspunkten betrachtet werden darf, sondern nur nach stilistischen. Ebenso ist natürlich die Art,

wie die Kiemenspalten auf dem Rücken des Tieres verlängert dargestellt sind, naturwissenschaftlich haltlos. Mehr Gewicht scheint auf die richtige Behandlung von Flossen und Stacheln gelegt worden zu sein — aber auch da lässt uns die Platte 177 ganz im Stich. Im allgemeinen könnte man an Bagrus sp. denken, wie Prof. Hilgendorf meint, dem ich für mehrfache Unterstützung bei diesem Teile meiner Arbeit sehr zu Dank verpflichtet bin. »Besonders würde der erste Stachel in der Mitte des Rückens sehr charakteristisch sein, aber der zweite könnte dann allerdings nur auf die zweite Rückenflosse bezogen werden.«





Abb. 36 bis 38 Platte 190, 327 und 104. Schlangen. 1/8 d. w. G.

Eine solche Annahme würde aber mit allem in Widerspruch stehen, was wir sonst über das Wesen der Benin-Kunst wissen. Diese kann in den Proportionen fehlen und sie kann in gewissen Richtungen übertreiben und manche Dinge in abenteuerlicher Art stilisieren und verbilden, aber es liegt nicht in ihrem Charakter, aus freien Stücken irgendwo einen Stachel zu bilden, wo das Vorbild eine Flosse hat. Freilich kennt die Benin-Kunst auch Elefanten, deren Rüssel in eine richtige Hand endet, und so wäre es nicht ausgeschlossen, dass man ähnlich einmal auch einen Bagrus mit zwei Stacheln dargestellt habe, aber dann würde es sich nicht um einen

wirklichen Wels, sondern um irgend einen mystischen Fisch handeln, genau so, wie der Elefant mit der menschlichen Greifhand am Ende des Rüssels nicht der Naturgeschichte, sondern der Mythologie angehört. In der That sind die Stachel der Welse höchst auffallende Bildungen. Sie können grosse und unter Umständen sogar septisch infizierte und darum schwer heilbare Wunden reissen. Ausserdem haben sie noch sehr merkwürdige Hemmvorrichtungen. Einmal aufgerichtet, können sie zwar vom lebenden Tiere natürlich jederzeit wieder freiwillig niedergelegt werden, aber es ist völlig unmöglich, dies mit Gewalt zu thun. Wenn man die Hemmvorrichtung genau kennt, kann man sie mit einer feinen Pinzette ausser Kraft setzen; sonst wird man den Stachel eher brechen als flachlegen können. So ist es natürlich nicht unmöglich, dass auch ein nicht elektrischer Wels derart die Aufmerksamkeit und die Furcht der alten Benin-Leute erregt hat, dass sie ihn mythologisch ausgestalteten, aber wir haben einstweilen keinerlei Nachricht darüber, dass auch ein anderer Wels, ausser dem Malapterurus, in solcher Art die Leute beeinflusst habe. Es ist deshalb wohl auch noch die andere Möglichkeit in Betracht zu ziehen, dass hier eine Bagrus- oder sonst eine andere Welsart ganz naturgetreu dargestellt ist, die unsere Zoologen bisher noch nicht kennen. Bei der strengen Abgeschlossenheit, in der gerade Benin durch Jahrhunderte verharrt ist, würde es nicht sehr wunderlich sein, wenn da Fische vorkämen, die bisher noch nicht in unsere Sammlungen gelangt sind.

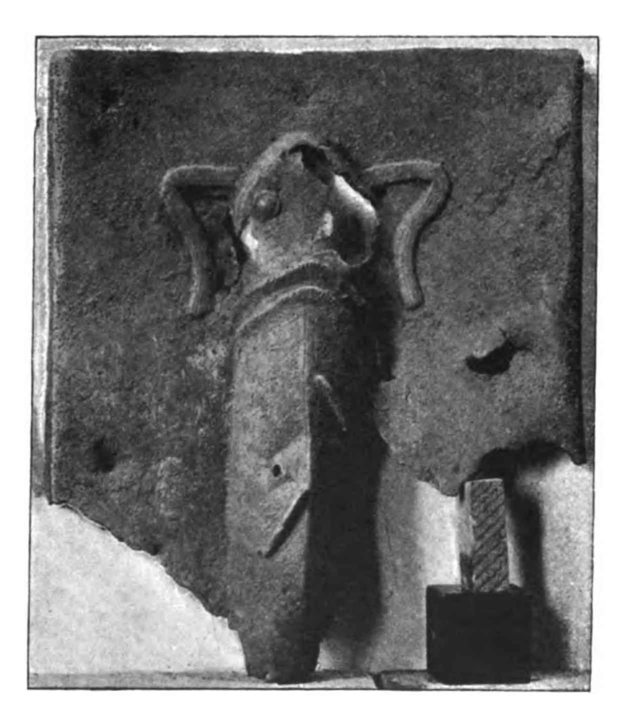


Abb. 39. Platte 177. Eine Welsart. Etwa 1/4 d. w. G.

Sollte diese Vermutung sich nicht bestätigen, so würde eigentlich nur noch die Annahme übrig bleiben, dass wir es hier mit einer

völlig stilisierten und konventionellen Darstellung des elektrischen Welses, des Malapterurus Beninensis Murr., zu thun haben, den man, um ihn noch ganz besonders fürchterlich zu gestalten, noch mit den »giftigen« Stacheln anderer Welsarten ausgestattet habe.

Im übrigen ist über die Platte selbst nicht viel zu sagen. Der Kopf des Fisches ist mit einem fein ziselierten rhombischen Netzwerk überzogen; in der Mitte jedes Feldes ist ein Punkt eingepunzt. Der Leib ist dachförmig gefirstet und mit symmetrischen Querstreifen verziert, die abwechselnd glatt und mit Punkten angefüllt sind. Die Platte ist unten schadhaft. Beide Längsseiten sind umgefalzt — wieder im Abstande von rund 30 cm.

Gleichfalls einen Wels zeigt uns die Platte 353, die hier Fig. 40 abgebildet ist. Über seine zoologische Stellung gilt dasselbe, was über den Fisch Fig. 39 gesagt ist; dass er



Abb. 40. Platte 353. Eine Welsart. 1/1 d. w. G.

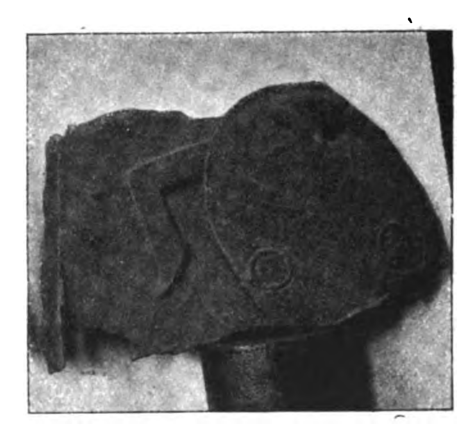


Abb. 41. Platte 304. Kopf eines Welses. Etwa 1/4 d. w. G.

viel schlanker ist als jener, kömmt für die Bestimmung der Art wohl kaum in Betracht. Auch technisch sind beide Fische recht ähnlich behandelt; der Kopf ist mit kleinen Rhomben gefüllt, der Leib ist dachförmig, mit einem breiten glatten Firststreifen; beide Seitenflächen sind schräg gebändert, abwechselnd glatt und punktiert.

Ebenfalls einem Welse gehört das Bruchstück 304 an. Aus der Abb. 41 ist zu sehen, wie die Achse des Kopfes mit dem kurzen Stücke, das links von dem seitlichen Falz erhalten ist, nicht parallel läuft. Daraus folgt, dass der Wels auf dieser Platte anders orientiert war, als auf den bisher beschriebenen zwei Platten. Eine Platte der Berliner Sammlung macht es wahrscheinlich, dass das Stuttgarter

Bruchstück zu einer Platte gehört, auf der zwei in der Art eines § miteinander verschlungene Welse dargestellt waren.

Völlig andere Fische sind auf den Platten 287 und 324 abge bildet. Wie die Fig. 42 und 43 zeigen, handelt es sich vermutlich um einen Chromiden, wohl um denselben Haligenes Guineënsis Blkr., von dem bereits oben die Rede war. Jedenfalls ist die sehr breite, zwischen zwei schmalen Flossen weit ausladende Hinterflosse in solcher Art kaum sonst bei einem westafrikanischen Fische entwickelt. Technisch ist auch hier wieder die für Kopf und Körper verschiedene Behandlung der Oberfläche hervorzuheben. Die rhombischen »Schuppen« des Kopfes haben nur einen Punkt in der Mitte, die des Körpers haben jede eine ganze Gruppe von Punkten.





Abb. 42. Abb. 43.
Platte 324 und 287. Fische,
wahrscheinlich Haligenes Guineënsis Blkr. Etwa 1/6 d. w. G.

Ganz unbestimmbar sind leider die zwei Fische auf der Platte 178, Fig. 44. Sie ist unten unvollständig, so dass die für Haligenes Guineënsis Blkr. so bezeichnenden Flossen nicht erhalten sind. Ob es sich trotzdem um diesen Fisch handeln kann, möchte ich dahingestellt sein lassen. Die Köpfe sind anders geformt, und auch die Verschiedenheit in der Behandlung von Kopf und Körper, die wir bei den zwei eben beschriebenen Platten festgestellt haben, ist hier durch völlige Gleichartigkeit ersetzt. Sowohl die »Schuppen« des Kopfes als die des Körpers haben jede etwa ein Dutzend Punkte, die alle in die hintere Ecke jeder einzelnen Schuppe zusammengedrängt sind, wie das auch auf unserer Abbildung sehr schön zu sehen ist. Was die Fische im Mund halten, ist nicht mit Sicherheit anzu-

geben; ähnliche Fische der Berliner Sammlung halten in gleicher Art deutlich ausgeführte, winzig kleine Fischlein im Mund.

Unsere Platte hat rechts noch ein Stück von dem umgebogenen Falz, dessen Aussenseite in der üblichen Art mit Flechtband verziert ist. Die Entfernung zwischen Falz und der Mitte zwischen den beiden Fischen beträgt 15 cm, so dass sich für die ursprüngliche Breite der vollständigen Platte wiederum der gewöhnliche Abstand von 30 cm zwischen den Seitenfalzen ergiebt.

Nachdem wir so die verschiedenen Tiere, Gepard, Ibis, Krokodil, Python und andere Schlangen, Wels und andere Fische kennen gelernt haben, die auf Benin-Platten dargestellt werden, ist wohl die Frage nach der besonderen Bedeutung dieser Tiere nicht völlig zu umgehen. Ich bin gegenwärtig leider noch nicht im stande, sie auch nur annähernd erschöpfend zu beantworten. Der Gepard gilt in Westafrika vielfach als königliches Attribut, und ähnlich wie in Persien finden wir auch in Benin Darstellungen, auf denen ein Mann zwei solche Katzen hält, offenbar als Ausdruck für seine übermenschliche Kraft und Macht. Für das Krokodil, den Python und den Wels würden natürlich religiöse Beziehungen naheliegen, aber schon für den an sich unscheinbaren und harmlosen Ibis, der höchstens durch sein lautes, dem von kleinen Kindern ähnliches Geschrei auffällt, würde es sehr schwer sein, eine befriedigende Erklärung zu finden — wenigstens sind mir irgend welche mythologische Beziehungen dieses Vogels aus Westafrika gegenwärtig nicht bekannt.

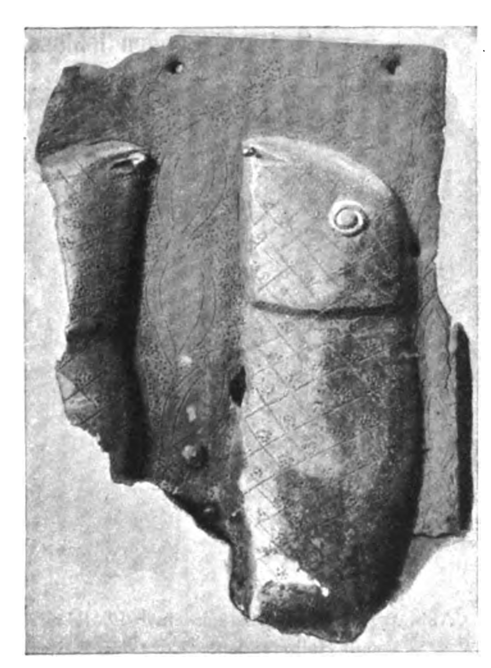


Abb. 44. Platte 178. Zwei Fische, Chromiden? Etwa 1/4 d. w. G.

Von den Platten mit Chromiden liesse sich vielleicht vermuten, dass sie nur als eine Art Staffage oder Kulisse dienen sollten, etwa um anzudeuten, dass eine bestimmte Szene im Wasser oder am Ufer stattfände. Aber noch steht ja nicht einmal fest, ob überhaupt die Benin-Platten jemals zu grösseren historischen und ähnlichen Dar-

stellungen zusammengefasst waren, oder ob jede einzelne Platte für sich allein ein Ganzes zu bilden bestimmt war. Was ich zu dieser Frage aus dem Berliner und Londoner Material ermitteln konnte, soll an anderer Stelle im Zusammenhange mitgeteilt werden, einstweilen sei hier nur auf die merkwürdige Erscheinung hingewiesen, dass eine Schlange nur einmal, ein Ibis niemals als Beizeichen erscheint, während wir Geparden, Krokodilköpfe und Fische sehr häufig nicht nur für sich auf einzelnen Platten finden, sondern ebenso oft auch als Beizeichen und Nebenfiguren.

H. Darstellungen lebloser Gegenstände.

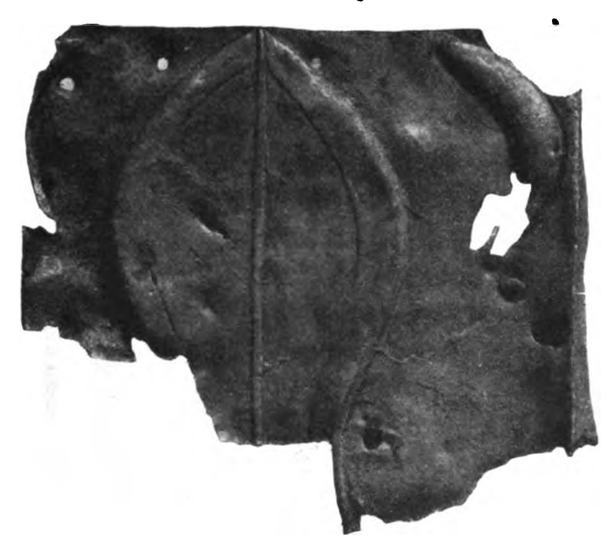


Abb. 45. 202, Bruchstück einer Platte mit Schwert und Halbmonden. Etwa ²/₉ d. w. G.

Diese Gruppe von Platten, die sowohl in Berlin als in London durch eine grosse Zahl schöner und mannigfacher Stücke vertreten ist, hat zufällig in der Knorrschen Sammlung nur einen einzigen und dazu noch sehr schadhaften Vertreter — das hier Fig. 45 abgebildete Bruchstück 202. Dargestellt war da eines jener grossen breiten Schwerter, wie wir sie z. B. aus den Abb. 8, 9, 10, 11 u. s. w. dieses Berichtes kennen. Es hat eine starke Mittelrippe und einen breiten, doppelt kontourierten Rand, aber nichts von jenen Verzierungen, welche sonst das Blatt solcher Schwerter zu schmücken pflegen. Zu beiden Seiten der Schwerter befinden sich oben zwei Halbmonde, mit der konvexen Seite nach innen, also so, dass ihre Höhlung mit der Ausbauchung des Schwertes nahezu parallel läuft. Die rechte Hälfte der Platte, die wenigstens oben vollständig messbar erhalten ist, hat eine Breite von 17 cm, was für die ganze Platte eine Breite von 34 cm ergeben würde, wenn sie symmetrisch gewesen war. Ich hebe das deshalb hervor, weil diese Platte rechts einen Falz hat und um 4 cm breiter sein würde, als die anderen bisher erwähnten Stuttgarter Platten mit

Falz. Die Berliner Sammlung besitzt eine nicht ganz kleine Anzahl solcher Platten mit Falz und einer von 30 cm teilweise sehr stark abweichenden Breite, die anscheinend zu einem anderen Bau gehören und auch stilistisch von den 30 cm breiten Platten getrennt werden können.

Anhangsweise und bevor die wirklichen Rundskulpturen zur Behandlung kommen, sei hier ein sehr grosses und merkwürdiges baugenförmiges Stück erwähnt, 164, das nebenstehend in Fig. 46 abgebildet ist. Ich kenne im ganzen 10 oder 11 solcher Stücke, von denen je nach ihrer Grösse drei oder vier zu einem hohlen, tonnenförmigen Körper ohne Boden zusammengestellt werden können. Der Zweck dieser stets ungemein sorgfältig ziselierten und reich mit Band- und anderen Ornamenten verzierten Stücke ist mir völlig unbekannt. Dass ihrer mehrere zusammengehören, ergiebt sich mit zwingender Notwendigkeit aus den vorhandenen Scharnieren; dass die so entstandenen tonnenförmigen Gehäuse oben und unten offen blieben, zeigt die Betrachtung der Ränder gleichfalls einwandfrei; an Panzer oder ähnliche Rüstungen für Lebende kann wegen des Gewichtes und wegen der scharfen Ränder unmöglich gedacht werden. So bleibt kaum etwas anderes über, als die Annahme, dass diese mächtigen Stücke zur Verkleidung irgend welcher tonnenförmigen Gegenstände gedient haben. Ob das etwa Pfeilerbasen gewesen waren oder richtige Tonnen, vielleicht für gebrannte Wässer, die auch damals schon aus Holland eingeführt worden sind, wird einstweilen wohl offen bleiben müssen. Nur daran, dass unsere Stücke wirklich zur Verkleidung eines tonnenförmigen Gegenstandes gedient haben, scheint mir kaum ein Zweifel möglich.



Abb. 46. **Baugenförmiges Stück, 164, vielleicht von der Verkleidung eines tonnenförmigen Gegenstandes. Etwa $^1/_7$ d. w. G.**

I. Baumartige Bildwerke.

Zu den merkwürdigsten und zugleich seltensten Altertümern, die wir aus Benin kennen, gehören grosse, bis zu 2 m hohe baumartige Bildwerke, welche die Händler jetzt »Fetischbäume« zu nennen pflegen. Die Karl Knorrsche Sammlung besitzt drei dieser Bäume, wohl mehr als irgend eine andere, die Berliner ausgenommen, die sich des Besitzes von zehn solchen rühmen kann, während z. B. das Britische Museum nicht einen einzigen zu erwerben im stande war.

Über die Bedeutung und den Zweck dieser Bildwerke sind wir noch völlig im unklaren; einige (zwei in Berlin, einer in Hamburg), bei denen in verschiedenen etagenartigen Absätzen immer wieder ein König mit allen Abzeichen seiner Würde dargestellt ist, sind vielleicht als richtige Stammbäume aufzufassen, andere sollen als Ständer zum Aufstecken abgeschlagener Köpfe gedient haben. Diese letztere Annahme wird in gewisser Art durch eine 1897 in Benin gemachte Photographie bestätigt, welche die Berliner Sammlung Herrn Erdmann in Hamburg verdankt. Dieses Bild zeigt einen sehr grossen Ständer, anscheinend aus Eisen, auf den ein lebensgrosser Kopf aus Erz gesteckt ist. Über die näheren Umstände, unter denen diese Photographie gemacht wurde, ist mir aber nichts bekannt, auch ist der grosse Ständer sehr viel einfacher als unsere »Fetischbäume«, so dass es wohl besser ist, weitere Deutungsversuche für diese letzteren zunächst aufzugeben und sich einstweilen auf eine genaue Beschreibung und auf sorgfältige Abbildungen zu beschränken.

Fig. 47 Taf. V zeigt den einfachsten der drei Knorrschen Bäume, Nr. 18 der ursprünglichen Liste. Er ist fast genau 2 m hoch, aus Eisen geschmiedet und nur an wenigen Stellen mit Erz überfangen. Das untere Ende, von dem in der Abbildung nur ein kleines Stück sichtbar ist, ist drehrund, nach unten ganz spitz zulaufend und war anscheinend bestimmt, in den Erdboden oder in irgend eine Art von Sockel eingelassen zu werden; 31 cm über dem spitzen Ende befindet sich eine kreisrunde, dünne Scheibe von 11,5 cm Durchmesser, die auf unserer Abbildung bereits sichtbar ist; 10 cm über dieser Scheibe liegt ein schmales Flechtband rund um den Schaft. Bis hieher ist der eiserne Baum mit Erz umfangen; die Scheibe ist anscheinend ganz aus Erz, glatt, nur an ihrer Mantelfläche etwas verziert. An einer Stelle hat sie ein sorgfältig gemachtes, fast quadratisches Loch und vor demselben, auf unserer Abbildung freilich kaum mehr erkennbar, die Darstellung eines kleinen geschliffenen Steinbeils, wie eine ähnliche später auf Fig. 62 in der Mitte unten deutlich zu sehen ist.

30 cm über der Scheibe sind sechs dütenförmige »Glocken« angeschmiedet und über diesen dann ein Tier mit kurzem Ringel

schwanz, das ein Chamäleon zu sein scheint; jedenfalls werde ich bei Beschreibung dieses Baumes, sowie der beiden anderen der Einfachheit wegen stets von einem »Chamäleon« reden, wenn ich dieses Tier meine, ohne jedesmal immer wieder von neuem zu bemerken, dass die Diagnose nicht weiter bestätigt ist. Über diesem Chamäleon bleibt der Stamm glatt und unverziert, bis er sich 1,16 m über der Scheibe kandelaberartig entwickelt; lassen wir die vier Seitenarme zunächst unberücksichtigt, so finden wir auf dem Hauptstamm zunächst wiederum ein nach oben gerichtetes Chamäleon, dann einen gleich näher zu beschreibenden zehnteiligen »Kelch« und aus diesem hervorragend die Krönung des ganzen Baumes, einen auf einem wagrecht schreitenden Chamäleon stehenden Ibis.

Der zehnteilige »Kelch«, aus dem sich diese sonderbare Gruppe erhebt, ist nach rechts und links symmetrisch; beiderseits erkennt man je drei verschieden geformte Schwerter (oder wenigstens schwertähnlich geformte Gegenstände); nach vorne ragen zwei Dinge empor, die man am ehesten noch als Schlangenköpfe auf langen Hälsen bezeichnen könnte, nach hinten aber sieht man, anscheinend diesen »Schlangenköpfen« entsprechend, zwei ganz spitze, lange, mit eingeschlagenen Kreisen verzierte Stäbe stachelartig aufragen, die man vielleicht als die Schweife zu den eben erwähnten Schlangenköpfen betrachten könnte. Freilich ist ihre Oberfläche ganz anders behandelt als die der Köpfe, aber man behält doch bei sorgfältiger Analyse des »Kelches« den Eindruck, dass die beiden vorderen Elemente nur mit den beiden hinteren irgendwie in Zusammenhang gebracht werden können.

Wenden wir uns nun wieder etwas hinab, zu den vier »Kandelaberarmen«, die wir oben einstweilen beiseite gelassen hatten, so sehen wir zunächst, dass sie untereinander fast absolut gleich sind. Wie am besten aus Fig. 49 Taf. VI zu erkennen ist, trägt jeder dieser vier Arme zunächst wieder ein nach oben steigendes Chamäleon, dann einen achtteiligen Kelch und in diesem wiederum ein wagrecht schreitendes Chamäleon. Der Kelch ist ähnlich wie an dem Hauptstamm aus symmetrischen Elementen zusammengesetzt, von denen die drei seitlichen rechts und links untereinander völlig gleich sind und die Form von grossen Nägeln mit breiten flachen Köpfen haben. Die beiden hinteren spitzen Stäbchen am Kelche des Hauptstammes fehlen an den Seitenkelchen, hingegen gleichen die beiden vorderen Elemente an der Kopfseite des Chamäleons völlig denen am Hauptstamm und enden in denselben Knoten, den wir oben mit einem Schlangenkopf verglichen haben.

Wie bereits erwähnt, ist uns die Bedeutung dieses und der anderen »Fetischbäume« völlig unbekannt; auch über die Bedeutung

der elf chamäleonartigen Tiere, die wir auf diesem Baume finden, und des Ibis, der auf dem obersten derselben reitet, weiss ich nichts zu sagen. Hingegen möchte ich hier noch auf eine technische Einzelheit aufmerksam machen. Der unterste Teil dieses aus Eisen geschmiedeten Baumes ist, wie bereits erwähnt, nachträglich mit Erz überfangen worden; dabei hat es sich zweifellos darum gehandelt, die Zähigkeit des Eisens mit der durch Rost unzerstörbaren Dauerhaftigkeit des Erzes zu verbinden. Es ist klar, dass man damit zunächst am unteren Ende des Baumes, da, wo er dem feuchten Boden am nächsten war, den Anfang machte, es scheint aber, dass auch für den Rest des Baumes die Absicht bestand, ihn mit Erz zu überfangen. Jedenfalls giebt es, wie wir sofort sehen werden, andere solche eiserne Bäume, die zum grössten Teile oder ganz mit Erz überfangen sind, und auch gerade die stilistische Behandlung jener geknoteten Kelchelemente, die wir oben als Schlangenköpfe zu deuten versucht haben, legt die Vermutung nahe, dass auch sie noch mit Erz hätten überkleidet werden sollen.



Abb. 50. Plinthe des Fig. 48 abgebildeten Baumes 20. Von der Seite gesehen. Etwa 7/10 d. w. G.

Gegen die Richtigkeit dieser Annahme spricht allerdings der Umstand, dass an unserem Baume mehrfach Teile mit sorgfältig gepunzten Verzierungen vorkommen; selbst auf der Abb. 47 sind solche trotz des kleinen Maassstabes auf dem untersten Chamäleon und besonders auf dem herabhängenden Flügel des Ibis deutlich zu er-

kennen. Diese immerhin mühsame und zeitraubende Verzierung war natürlich überflüssig, wenn man den ganzen Baum noch mit Erz überfangen wollte; aber dieser kleine Mehraufwand tritt völlig gegen die grossen technischen Schwierigkeiten zurück, welche das spätere Umgiessen mit Erz notwendig mit sich brachte. Ausserdem ist nicht ausgeschlossen, dass bei einzelnen Bäumen schon von vornherein beabsichtigt war, sie nur zum Teile mit Erz zu überfangen. Jedenfalls



Abb. 51. Plinthe des Fig. 48 abgebildeten Baumes 20. Von oben gesehen. Etwa 7/10 d. w. G.

aber stellt gerade die Technik des Überfangens die allergrössten Forderungen an die Geschicklichkeit und die Erfahrung des Giessers, und so bilden diese Bäume einen neuen Beleg für die absolute Virtuosität, mit der die alten Benin-Leute die schwierigsten technischen Aufgaben zu lösen verstanden. Deshalb und wohl auch wegen ihrer mächtigen Grösse gehören sie zu den interessantesten Stücken des ganzen Kunstkreises, wenn uns auch ihre innere Bedeutung einstweilen leider noch unbekannt ist.

Einen schönen Übergang zwischen den eisernen und den ganz mit Erz überfangenen Bäumen bildet das mit Nr. 20 bezeichnete Stück der Karl Knorrschen Sammlung. An dem Fig. 48 Taf. VII abgebildeten Baume ist nur die Krone von Eisen, der ganze Stamm und die »Wurzel« scheint aus Erz. Man kann aber sowohl an der Übergangsstelle vom Schaft zur Krone, als wie auch an einer schadhaften Stelle des Stammes sehr deutlich sehen, dass auch der ganze Stamm aus Eisen besteht und nur einen dünnen Mantel aus Erz hat.

Der ganze Baum ist 1,44 m hoch; davon entfallen 0,30 m auf den hier nicht abgebildeten, einfach spitz konisch verjüngten Wurzelteil. Der eigentliche Baum beginnt, wie der früher beschriebene, mit einer Art kreisrunder Plinthe, die Fig. 50 von der Seite und Fig. 51 von oben abgebildet ist. Sie hat etwa 10 cm im Durchmesser und ist mit ganz besonderer Sorgfalt verziert und ausgestaltet. Ihr Rand trägt ein Flechtband und auf diesem in gleichen Abständen sieben kleine, fast kugelförmig aufsitzende Knöpfe (Schellen?). Auf der Plinthe steht, genau nach vorne gewandt, unmittelbar an den Stamm gelehnt, eine 9 cm hohe menschliche Figur mit einem unkenntlichen Gegenstand in der rechten Hand. Der linke Arm fehlt, und zwar nicht etwa infolge einer späteren Verletzung, sondern schon von vornherein, wobei freilich unsicher bleiben muss, ob er etwa durch einen Gussfehler ausgeblieben ist oder absichtlich schon im Wachsmodell nicht vorhanden war. Hinter dem Kopfe der Figur sieht man auf der Abb. 50 jene obenerwähnte Bruchstelle, an welcher der Eisenkern deutlich zu Tage tritt. Neben den Füssen der Figur sieht man auf der Plinthe[1]) zunächst auf jeder Seite je eine sehr dünne, lange, vielfach hin und her gewundene Schlange, die um ein Steinbeil gelegt ist. Hinter der Schlange ist dann beiderseits je eine Kröte dargestellt und ganz hinten, zwischen den beiden Kröten, genau der vorne befindlichen Figur entsprechend, scheint ein Schneckenhaus dargestellt zu sein[2]). Schematisch würden also die Darstellungen auf der Plinthe am einfachsten in folgender Art wiederzugeben sein:

Schneckenhaus?
Kröte Kröte
Stamm
Steinbeil Steinbeil
Schlange Schlange
Figur

[1]) Auf der Abb. 51 ist die Figur selbst aus technisch-photographischen Gründen kaum zu sehen; man sieht in der Aufsicht nur den unscharfen Kopf und den weit vorgestreckten Arm; um so deutlicher erscheinen die Schlangenköpfe zu beiden Seiten des Armes. Auf dem Stamme selbst ist wieder der oben erwähnte Riss zu sehen.

[2]) Oder vielleicht etwas wie ein Koprolith???

Aus dieser Plinthe nun erhebt sich der lange, leicht wellig gebogene Stamm, auf den fünf Chamäleone hintereinander in etwa gleichmässig verteilten Abständen hinauflaufen. Um sein oberes Ende schlingt sich in vier Windungen eine Schlange, deren Kopfende frei nach vorne und oben herausragt, wie auch die Abb. 48 und 52 Taf. VII recht gut erkennen lassen. Stamm, die Chamäleone und diese Schlange sind mit Erz überfangen. Erst unmittelbar über den Schlangenwindungen beginnt die eiserne Krone des Baumes, die ähnlich der des früher beschriebenen, kelchförmig gebildet, aber noch etwas reicher ausgestaltet ist als diese. In der Mitte des Kelches finden wir hier wie dort wieder ein Chamäleon und auf diesem reitend einen Ibis. Nur ist hier diese Gruppe schwerer als solche aufzufassen und zu erkennen als dort, weil sie (vielleicht nur durch eine spätere gewaltsame Beschädigung) um mehr als einen rechten Winkel nach unten gebogen ist. Das in Fig. 52 nach rechts oben gewendete dunkle Stück ist der Schwanz des Vogels, der eigentlich nach hinten sehen soll, und der durch seine gepunzten Kreise leicht kenntliche, nach hinten gewandte Flügel sollte nach unten sehen.

Zu beiden Seiten dieser Gruppe sind nun je drei Schlangen angebracht, die mit den spitzen dünnen Köpfen nach oben gerichtet sind. Vorne sind dann zwei andere »Schlangen« mit den merkwürdig stilisierten, geknoteten Köpfen, die wir schon von dem ersten Baume her kennen; die Schwanzenden dieser beiden Schlangen bildeten genau wie dort die Rückseite des Kelches; doch ist gegenwärtig nur e i n solches Ende vorhanden, das andere ist abgebrochen. Soweit ist also die Analogie mit dem Mittelkelche des ersten Baumes ganz vollständig. Nun kommen bei dem zweiten noch zwei weitere, ganz besonders dünne und lange Schlangen hinzu, die hinten entspringen und an der Mittelgruppe vorbei nach vorne ragen.

Die Tierwelt dieses Baumes umfasst also fünf Chamäleone und eine Schlange aus Erz, zehn Schlangen, ein Chamäleon und einen Ibis aus Eisen.

Noch ungleich viel reicher ausgestaltet ist der dritte und grösste Baum der Knorrschen Sammlung, Nr. 26. Er ist ganz mit Erz überzogen, und würde man nicht bei genauer Untersuchung an einigen schadhaften Stellen den eisernen Kern entdecken, könnte man annehmen, dass er ganz aus Erz gegossen ist. Er ist 1,75 m hoch und ungleich schwerer und massiger, als die beiden anderen eben beschriebenen Bäume, mit denen er sonst manches gemein hat. Auf die 40 cm lange »Pfahlwurzel« folgt wie bei diesen zunächst eine kreisrunde Plinthe, auf der Steinbeile und einige andere, nicht sicher

zu deutende Gegenstände dargestellt sind. Unmittelbar über der Plinthe ist auf dem Stamme ein Krokodil dargestellt, in flachem Relief, den Kopf nach oben, im Rachen einen nicht deutlich erkennbaren Gegenstand, vielleicht einen Fisch, haltend. Dann folgen acht hängende »Glocken« und über diesen ein Chamäleon, beides genau so gestaltet und auch etwa in derselben Höhe, wie auf dem Baume Fig. 47. Über dem Chamäleon befinden sich wiederum acht hängende Glocken, über denen eine zweite kleine runde Plinthe diesen Teil des Stammes zum Abschluss bringt, wie auf den Abb. 53 und 55, Taf. VIII und Taf. X, zu sehen ist.

Auf dieser Plinthe steht, an den Stamm gelehnt, eine menschliche Figur, ein Neger, mit Hüftschurz und Perlenhalsband; über der Brust hat er eine bis zu seinen Lippen reichende Schlange; beide Arme sind vorgestreckt, beide Hände halten je einen, leider nicht deutlich erkennbaren Gegenstand — wie denn überhaupt dieser Baum zahlreiche undeutliche Stellen hat, an denen der Guss nicht völlig gelungen ist und über die später auch der Ziseleur nur flüchtig hinweggegangen zu sein scheint. Hinter dieser Figur teilt sich der Baum gabelartig in drei Äste, von denen der mittlere die gerade Fortsetzung des Stammes bildet, während die beiden seitlichen erst ein kurzes Stück horizontal abstehen und dann fast senkrecht in die Höhe streben. Auf dem horizontalen Teile steht jederseits ein Gepard, mit dem Kopfe nach dem Hauptstamm gewendet; auch der aufrechte Teil der beiden Seitenäste ist rechts und links durchaus symmetrisch gebildet. Ganz unten beim Knie ist jederseits eine menschliche Figur angebracht, die rechte mit einer Schüssel, die linke mit einem Schwert. Über diesen Figuren schreitet dann ein sehr grosses Chamäleon den Stamm hinauf, auf dessen Hinterbeinen ein Pavian sitzt, wie Fig. 57 zeigt. Auf das Chamäleon folgt dann jederseits wieder eine menschliche Figur, in flachem Relief und leider auf beiden Seiten im Gusse so wenig gelungen, dass sich von ihren Attributen gar nichts erkennen lässt. Über dieser Figur teilt sich dann der Ast kelchförmig auf. Zwischen den uns schon von den früheren Bäumen her bekannten sechs »Schlangen« mit den eigentümlich durch einen Knoten stilisierten Köpfen steht hier aber nicht ein Chamäleon, sondern eine Antilope.

Ähnlich wie diese beiden Seitenäste, nur noch reicher, ist auch das Ende des Hauptstammes gebildet. Zunächst tritt über der bereits erwähnten menschlichen Figur, die auf der zweiten Plinthe steht, ein grosses steigendes Chamäleon frei hervor; zu seinen beiden Seiten stehen, schlecht gegossen, unregelmässig gebogene Stäbe weg,

die wohl Schlangen vorstellen sollen. Über dem Chamäleon, nur im Relief an den Stamm gefügt, ist eine menschliche Figur, die mit ihrer rechten Hand ein hundeartiges Tier am Halse festhält und ihm mit der linken die Schnauze zuzuhalten scheint. Die Abb. 53 Taf. VIII lässt diese sonderbare Gruppe nur sehr undeutlich erkennen; doch sieht man immerhin gerade unter dem Kelche das Gesicht der Figur und den Halsschmuck und darunter, viel heller beleuchtet, das mit dem Kopfe und den Beinen nach rechts gewandte Tier, das mit seinem Hinterteil auf dem Kopfe des Chamäleons aufruht. Etwas deutlicher ist dies in der Seitenansicht Fig. 54 Taf. IX zu sehen, wo ganz unten am Bildrande rechts vom Stamme eben noch der oberste Teil des Chamäleonkopfes sichtbar ist.



Abb. 57.
Mittelstück des rechten Seitenastes von Baum 26. Etwa 1/2 d. w. G.

Der Kelch besteht an den Langseiten aus je drei breiten, verschieden geformten Schwertern; vorne lassen sich wieder die zwei üblichen »Schlangen« mit den geknoteten Köpfen nachweisen, aber diesmal sind ihre Leiber durch sieben dicht übereinander stehende Knoten fest miteinander verbunden, so dass fast nur die Köpfe selbst frei bleiben. Vor diesen Köpfen aber sind menschliche Figuren angebracht, links ein Mann mit einem undeutlichen Attribut, das bis an den Mund reicht, rechts eine Frau, die einen Vogel (?) in beiden Händen festhält. Den beiden »Schlangen« vorne entsprechen hinten, genau wie wir dies an den beiden anderen Bäumen gesehen haben, zwei lange geschwungene Schwänze, hier mit

besonderer Sorgfalt behandelt und sehr gross. Die Abb. 55 Taf. X lässt sie besonders gut hervortreten; dass es wirklich Schlangenschwänze sein sollen, würde gerade bei diesem Baume am wenigsten zu beweisen sein; sicher ist nur, dass diese Gebilde regelmässig mit den »Knotenschlangen« zusammen vorkommen.

Aus diesem Kelche nun erhebt sich als Krönung des Ganzen ein grosser Ibis, der auf einer Antilope reitet. Zwischen den Hörnern dieser Antilope windet sich eine Schlange mit dem Kopfe nach unten bis zur Stirne herab. So kommen auf diesem Baume die folgenden Tiere zur Darstellung: ein Krokodil, fünf Chamäleone, zwei Geparden, zwei Paviane, fünfzehn Schlangen, drei Antilopen, ein Ibis und ein unbestimmtes Tier, vielleicht ein Hund. Ausserdem sind acht Menschen auf dem Baume verteilt, im ganzen also achtunddreissig lebende Wesen, ungerechnet eine grosse Menge ganz kleiner Schlangen, die vielfach auf dem Stamme und den zwei Ästen angebracht sind.

Ein nahezu identisches Stück ist in die Wiener Sammlung gelangt, ein drittes nach St. Petersburg. Zwei gleichfalls sehr ähnliche, aber noch weit schönere Stücke besitzt das Berliner Museum.

K. Köpfe.

Neben den Platten, von denen im ganzen wohl über tausend in Benin entdeckt wurden, sind es grosse erzene Köpfe, die uns durch die Häufigkeit ihres Vorkommens auffallen. Ich kenne ihrer über hundert Stücke, aber sie sind untereinander viel gleichartiger, als die durch ihre grossartige Mannigfaltigkeit überraschenden Platten und sie sind meist auch künstlerisch weniger bedeutend. Es giebt zwar unter ihnen drei oder vier Köpfe, die der »grossen Kunst« angehören und die sich würdig den guten Portraitköpfen der Antike anreihen liessen und es giebt noch fünf oder mehr andere, die vielleicht gleichfalls noch als Kunstwerke gelten könnten — aber die neunzig und mehr anderen sind eigentlich nur handwerksmässig hergestellt; sie sind zwar technisch noch immer höchst bewundernswert und interessieren uns durch ihre absonderliche Form und ihre mächtige Grösse, aber sie sind in künstlerischer Beziehung recht minderwertig.

Die ganze Reihe der Benin-Köpfe kann man ziemlich zwanglos in vier Gruppen teilen:

1. Köpfe mit spitzer Zipfelmütze,
2. Köpfe mit flügelartig aufragendem Haarschmuck,
3. Köpfe mit einer niederen runden Kappe,
4. Portraitköpfe und isolierte Formen.

Die Köpfe der ersten und der zweiten Gruppe bilden weitaus die Mehrzahl der ganzen Reihe; ich kenne rund vierzig von jeder Art, so dass sie etwa rund 80% der Gesamtzahl ausmachen würden; aus Gründen, deren Entwicklung hier zu weit führen würde, halte ich es für wahrscheinlich, dass die Stücke der ersten Gruppe durchweg als Frauenköpfe, die der zweiten als solche von Männern aufzufassen sind. Auf die dritte und vierte Gruppe dürften etwa je 10% der Gesamtzahl entfallen. Die Köpfe der beiden ersten Gruppen stehen stets auf einer flachen, runden oder rundlichen Platte, auf welcher der Hals aufsitzt genau wie ein Hut auf seiner Krempe. Diese Platte soll im folgenden der Kürze wegen stets als »Plinthe« bezeichnet werden, wenn ich auch nicht sicher bin, ob die Antike dieses Wort auch wirklich für eine ähnliche Standplatte angewendet haben würde. Die Köpfe der dritten Gruppe haben nur manchmal eine solche Plinthe, die der vierten niemals.

Die Stuttgarter Sammlung besitzt drei Köpfe, sehr typische und schöne Vertreter für jede der drei ersten Gruppen; nur die vierte unserer Gruppen ist in der Karl Knorrschen Sammlung leider nicht vertreten.

Zur ersten Gruppe gehört der Kopf 158, der hier Fig. 58 und 59 genau von vorne und genau von der Seite abgebildet ist. Er ist 56 cm hoch und an den meisten Stellen etwa 6 mm dick, aus Erz, wie alle diese Köpfe, nicht aus Eisen, wie dies für mehrere in England befindliche Stücke von H. Ling-Roth mit merkwürdiger Hartnäckigkeit immer wieder von neuem behauptet wird. Mehr als das mit geringer Kunst behandelte Gesicht fesselt uns der Schmuck des Kopfes und Halses. Auf dem Kopfe sitzt eine Art Haube aus einem Netzwerk wahrscheinlich von Korallenperlen. Diese Haube ist hinten flach und nieder, vorne aber zu einer hochragenden Spitze aufgetürmt, die hornartig nach vorne gebogen ist. An den Seiten sind jederseits zwei Rosetten aus grösseren doppelt-kegelförmigen Schmuckstücken, am Rande mehrere grosse cylindrische Perlen. Von dieser Haube hängen vor den Ohren, über die Schläfen und den Hals herunter sechs lange Schnüre mit cylindrischen Perlen dicht nebeneinander herab; ähnliche kürzere Schnüre sind in grösseren Abständen auch über den Hinterkopf verteilt. Hinter den Ohren sieht man ganz dünne und für eine Afrikanerin merkwürdig lange Haarzöpfchen bis zur Plinthe herabhängen, wo sie gleich den sechs langen Perlschnüren durch je eine einzelne grössere Perle abgeschlossen werden. Der ganze Hals und das Kinn stecken in einer nahezu cylindrischen, panzerartig anliegenden Hülle, die aus fast einem halben Hundert parallelen Schnüren mit cylindrischen Perlen besteht und die wir in gleicher

Art schon bei mehreren Figuren auf Platten kennen gelernt haben. Dass ein ähnlicher Schmuck, sei es aus wirklichen Korallen, aus geschliffenen Steinperlen, aus europäischen oder aus einheimischen, Glasperlen wirklich getragen wurde und als grosse persönliche Auszeichnung galt, wissen wir aus zeitgenössischen Berichten; ob er aber wirklich stets in so unbequemer Weise bis an die Lippen reichte, oder ob das nur eine stilistische Übertreibung des Künstlers war, nicht eine Geschmacksverirrung der Leute selbst, ist eine Frage, die jedenfalls aufgeworfen werden darf und wahrscheinlich im Sinne der rein stilistischen Übertreibung zur Entscheidung kommen wird.



Abb. 58. Frauenkopf 158. Etwa 1/5 d. w. G.

Im Gesicht selbst fallen uns die grossen plastischen Ziernarben auf, die wir schon von vielen Platten her kennen und die durch grosse runde eiserne Nagelköpfe gebildeten Pupillen. Diese Nägel sind schon vor dem Gusse in dem Wachsmodell befestigt gewesen und müssen in ihrem dunklen Glanze sich sehr wirkungsvoll von dem helleren Eisen abgehoben haben. Hingegen sind Nase und Mund sehr schematisch und wenig ausdrucksvoll gebildet, die Nase ist fast ebensobreit, wie der Mund. Auch die Backengegend ist breit, plump, wie aufgedunsen und ohne jedwede individuelle Behandlung.

Ganz besonders sorglos und schematisch sind die Ohren behandet, auf welche überhaupt die Benin-Künstler niemals viel Mühe verwandt zu haben scheinen und die auch bei weit besseren

Köpfen stets nur sehr flüchtig angelegt sind. Bei unserem Kopfe ist wie bei der grossen Mehrzahl seiner Art die Ohrmuschel nach einem Schema gebildet, das ich der Kürze wegen in meinen Listen als ↻Y bezeichne: Helix und das Läppchen zusammen sehen genau aus wie ein um 90° gewandtes ↻; Antihelix und Crura furcata aber haben die Form eines Y, dessen untere Haste nur wenig nach vorne konkav ist. Der Tragus ist bei diesem Schema meist nur schwach, der Antitragus niemals angedeutet.

Brauen und Wimperhaare sind nach dem Gusse eingepunzt; auch sonst ist der ganze Kopf durchaus sorgfältig ziseliert und überarbeitet, so dass von der Gusshaut kaum irgendwo eine Spur erhalten ist. Die obere Fläche der Plinthe ist mit einem ringsum laufenden, sehr zierlichen und sorgfältig durchgeführten Flechtband bedeckt. Der ganze Kopf ist hohl, die Wand durchschnittlich, wie schon erwähnt, etwa 6 mm dick. Oben, hinter dem »Horne« befindet sich eine zweite Öffnung, queroval, kaum für eine kleine Hand durchgängig. Daraus, dass man einmal in Benin selbst einen kleinen Elefantenzahn in eine solche Öffnung gesteckt gefunden hatte — etwa wie wir einmal eine Blume in ein Trinkglas stecken, ohne uns viel dabei zu denken — hat sich die jetzt sehr verbreitete Fabel entwickelt, dass diese Köpfe als Ständer für die grossen geschnitzten Elefantenzähne gedient haben, die wir jetzt aus Benin kennen. In englischen Berichten finden wir diese Köpfe deshalb vielfach als *Tuskholder* bezeichnet, was mindestens ebenso unbegründet, irreführend



Abb. 59. Frauenkopf 158. Etwa 1/5 d. w. G.

und verwerflich ist, als die Bezeichnung als »Maske«, *mask*, die ein englischer Händler (W. D. Webster) für die Benin-Köpfe eingeführt hat. Daran, dass diese Köpfe jemals als Masken in unserem Sinne gedient haben, ist nicht entfernt zu denken, aber auch als Ständer für die grossen geschnitzten Zähne konnten sie ohne ganz raffinierte Einrichtungen und ohne sorgfältig geschnitzte Zwischenstücke aus Holz niemals verwendet worden sein. Ihre wirkliche Bestimmung werde ich später erörtern, sobald ich die beiden anderen Köpfe der Karl Knorrschen Sammlung besprochen habe.



Abb. 60. Männlicher Kopf 182. Etwa 1/6 w. G.

Noch sehr viel auffallender und merkwürdiger als dieser weibliche ist der grosse männliche Kopf 182. Stilistisch und auch durch die übertriebene Behandlung des Halsschmuckes steht er ihm zwar so nahe, als ob ihn derselbe Künstler geformt hätte, aber der Aufputz der Perlenkappe ist völlig anders; statt des einen hornförmigen Zipfels sind auf beiden Seiten hohe flügelartige Fortsätze angebracht, die etwa die Form einer nach vorne gewandten Spielhahnfeder haben, wie aus Fig. 61 zu sehen ist. Aus welchem Material diese Fortsätze in Wirklichkeit waren, ist mir bisher noch völlig unbekannt; eingerahmt scheinen sie mit einer einfachen Reihe doppeltkegelförmiger Perlen gewesen zu sein. An ihrer Wurzel sind dieselben Rosetten aus grossen Perlen angebracht, die wir schon bei dem weiblichen Kopfe gesehen haben, und ein zweites Paar solcher Rosetten sitzt

auch etwas weiter vorne direkt auf dem Netzwerk der Kappe auf. Ganz unverständlich sind hingegen wieder die grossen runden »Bügel«, die von der Mitte des seitlichen Randes der Kappe ausgehen und ganz frei gegossen über die Augengegend hinweg bis gegen die Nasenflügel hin ziehen. Vorne sind sie durch eine grosse quergestellte cylindrische Perle (?) abgeschlossen und in der Nähe des freien Endes durch einen Steg mit dem oberen Rande des Halsschmuckes verbunden. Die Bedeutung und das Material dieses Bügels sind mir einstweilen noch ganz unbekannt; dass es sich um einen visierartigen Schutz für das Gesicht handeln möchte, ist wahrscheinlich, aber nicht greifbar zu beweisen. Für ganz sicher möchte ich aber halten, dass der ebenerwähnte Steg nichts mit dem Bügel als solchem zu schaffen hat, sondern lediglich nur von gusstechnischer Bedeutung ist. Der wirkliche Bügel würde also ohne Steg und völlig frei von der Schläfengegend bis in die Nähe der Nasenspitze gereicht haben, was ich ausdrücklich hervorheben will, weil das bisher noch von niemandem erkannt wurde und für das spätere Gelingen einer richtigen Deutung nicht unwichtig sein dürfte.

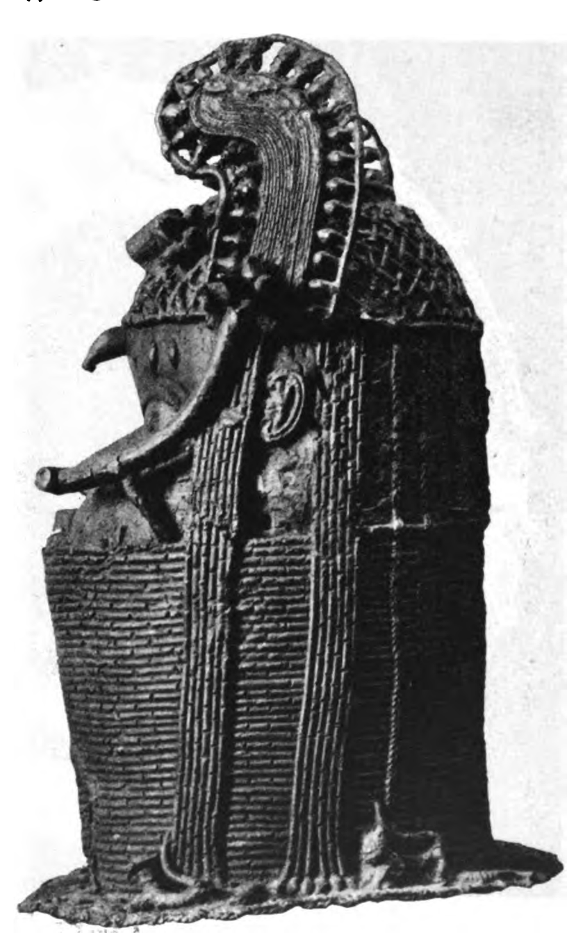


Abb. 61. Männlicher Kopf 182. Etwa 1/5 d. w. G.

Ohne Steg war der fehlerfreie Guss eines so langen dünnen Bügels wohl so gut wie unmöglich und wir können an sehr vielen Köpfen dieser Art sehen, dass auch der Steg nicht immer vor einem schlimmen Gussfehler schützen konnte. In dieser Beziehung ist auch der Stuttgarter Kopf lehrreich. Rechts ist das Ende des Bügels an-

scheinend später abgebrochen; links ist es wohl im Gusse verunglückt gewesen und dann durch einen nachträglichen Extraguss ergänzt worden.

Von der Mitte dieser Koptbedeckung hängt vorne eine grosse Perle über die Stirne herab; seitlich sehen wir zu beiden Seiten des Ohres dieselben langen Perlenschnüre bis an die Plinthe herabhängen, die wir bei dem anderen Kopf nur vor dem Ohre festgestellt haben;

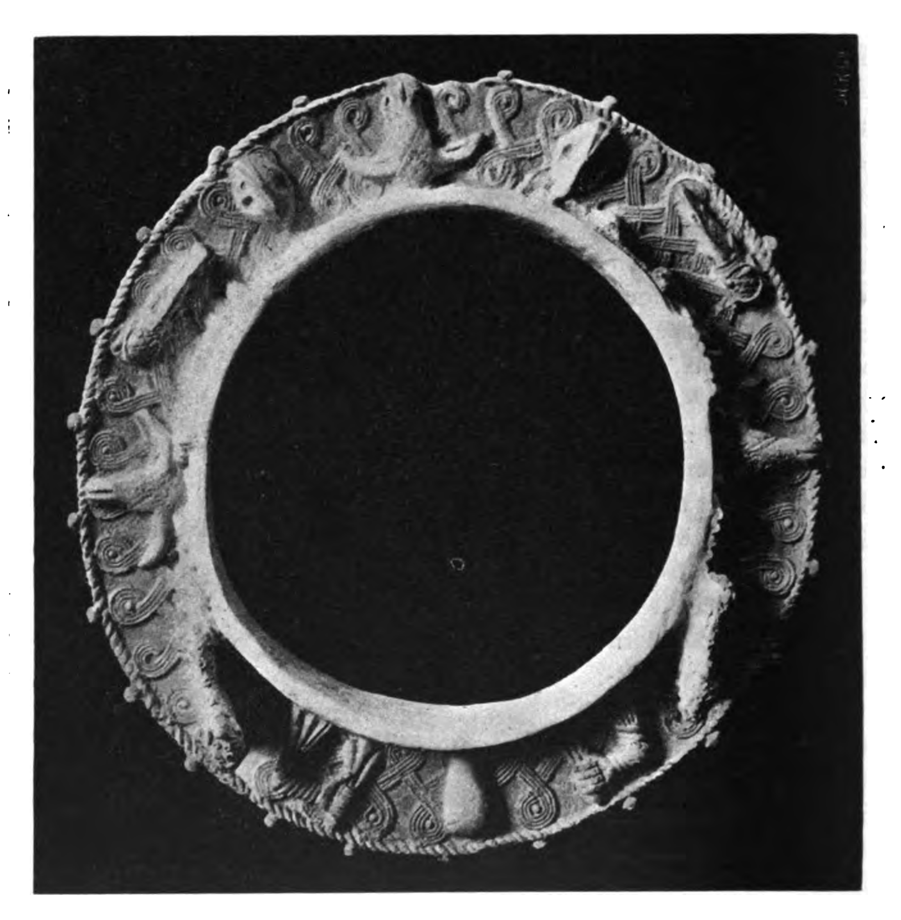


Abb. 62. Plinthe eines grossen Kopfes; von oben gesehen. Nach einem Gipsabguss. Etwa 1/3 d. w. G.

gleichfalls je 6 an Zahl. In mässigem Abstand von diesen kommen dann wieder die langen dünnen Zöpfchen[1]), ebenfalls bis an die

[1]) Es ist sicher kein Zufall, sondern hat natürlich eine ganz bestimmte Bedeutung, dass bei sämtlichen Köpfen dieser Gruppe ausnahmslos links zwei solche Zöpfchen vorhanden sind, rechts aber nur einer. Auch bei mehreren anderen, kleineren Benin-Köpfen, besonders auch bei zwei sehr schönen Kinderköpfen der Berliner Sammlung, wird diese Asymmetrie beobachtet. Sie entspricht wohl einer bestimmten, einmal dort

Plinthe reichend und dann am Hinterkopf wiederum die kurzen Perlenschnüre, die nur bis zum Halsschmuck reichen.

Die Ohren sind nach dem Schema ⌒ Y gebildet, mit doppeltem Tragus und wie auch sonst die Regel, ohne jede Andeutung eines Antitragus. Die obere kleine Öffnung des Kopfes ist zentral und fast völlig kreisrund.

Sehr wichtig ist die Behandlung der Plinthe; diese ist am Rand mit einem gezöpften Muster eingefasst und oben mit einem feinen Flechtband bedeckt, genau wie bei dem weiblichen Kopfe, aber ausserdem trägt sie noch ein volles Dutzend von symmetrisch angeordneten Emblemen. Da diese auf den beiden Abbildungen 60 und 61 nur undeutlich zu sehen sind, habe ich hier unter Fig. 62 den Gipsabguss einer anderen ähnlichen Plinthe genau in der Ansicht von oben abbilden lassen, um die Art der Anordnung solcher Embleme auch denen deutlich zu machen, denen es nicht vergönnt ist, Originale aus Benin zu sehen. Die hier abgebildete Plinthe zeigt zunächst in der Mitte vorne, genau unter der Mittellinie des Gesichtes, ein Steinbeil, das bereits oben erwähnte Emblem der königlichen Macht. Zu beiden Seiten desselben ist etwas, das man bisher für einen im Ellbogen gebeugten Arm gehalten hat, dann kömmt rechts und links je ein Gepard, dann ein richtiges Bucranium, dann ein Malapterurus, dann eine Schelle (?) und schliesslich hinten, genau dem Steinbeile von vorne entsprechend, wieder ein Bucranium. Das Schema dieser Plinthe würde also sein:

Rinderkopf
Schelle (?) Schelle (?)
Malapterurus Malapterurus
Rinderkopf Rinderkopf
Gepard Gepard
»Arm« »Arm«
Steinbeil

In ähnlicher Weise ergiebt sich für die Embleme unseres Kopfes 182 das Schema:

Rinderkopf
»Arm« »Arm«
Gepard Gepard
Rinderkopf Rinderkopf
Gepard Gepard
»Arm« »Arm«
Steinbeil

herrschend gewesenen Sitte und kann vielleicht mit der ägyptischen Prinzenlocke in eine Art Parallele gesetzt werden.

Man sieht leicht, dass dieses Schema noch regelmässiger und symmetrischer ist, als das der Fig. 62, aber es hat viel verwandte Züge, wie denn überhaupt alle Plinthen dieser Art untereinander enge zusammenhängen. Über die Bedeutung der einzelnen Embleme werde ich an anderer Stelle handeln, hier sei nur das eine näher besprochen, das wir bisher als »Arm« bezeichnet haben. Man erkennt an demselben regelmässig eine deutliche Hand, die einen dreiteiligen Gegenstand gefasst hält, ferner etwas wie einen Vorderarm, Ellenbogen und Oberarm und etwas wie eine Schulter mit Puffärmeln. Ein Vergleich mit dem heraldischen Emblem von Lusitanien liegt unter diesen Umständen sehr nahe; ich bin selbst früher auf diesem Holzweg gewesen und auch alle anderen Autoren, die sich bisher mit diesem Zeichen beschäftigt haben, sprechen immer nur von einem Arm. Ich habe aber inzwischen erkannt und werde es in meiner Arbeit über die Berliner Sammlung ausführlich beweisen, dass es sich hier nicht um einen Arm, sondern um einen Elephantenkopf mit Rüssel handelt.



Abb. 63. Kopf 333. Etwa 1/4 d. w. G.

Etwas einfacher als die beiden bisher beschriebenen ist der dritte grosse Kopf der Karl Knorrschen Sammlung, Nr. 333. Seine Perlmütze ist ohne Horn und ohne Flügel, nur mit zwei Paar Rosetten auf jeder Seite und vorne mit zwei grossen cylindrischen Perlen. Sonst verhalten sich die Perlschnüre zu beiden Seiten der Ohren, die langen dünnen Haarzöpfe, die kurzen Schnüre am Hinterkopf und die eine in die Stirne herabhängende Perle genau wie bei dem früher beschriebenen Kopfe. Die Ohren sind ganz besonders naiv gebildet, vielleicht primitiver als bei irgend einem anderen der mir bekannten Benin-Köpfe: Helix und Läppchen bilden zusammen eine O förmige Figur, die in der Gegend des Tragus nicht eingezogen ist, wie man

erwarten könnte, sondern ausgebuchtet; in dieses O sind Antihelix und Crura furcata in der üblichen Art als Y eingetragen.

In der Mitte der Kappe ist das für fast alle diese Köpfe charakteristische Loch, fast kreisrund und etwas grösser als gewöhnlich, etwa 8 cm im Durchmesser haltend — natürlich noch immer viel zu klein für die Aufnahme eines der grossen geschnitzten Zähne. Was diesen Kopf besonders wertvoll und interessant macht, ist die vorzügliche Bearbeitung seiner Plinthe; diese ist zwar rechts etwas beschädigt, das Erhaltene ist aber um so schöner und sorgfältiger behandelt. Überhaupt ist der Kopf zwar künstlerisch sehr unbedeutend, aber er ist doch sehr gewissenhaft ziseliert und besonders auf die Plinthe hat der Ziseleur ganz auffallend viel Mühe verwendet. Das Schema der Plinthe ist das folgende:



Abb. 64. Kopf 333; Seitenansicht. Etwa 1/4 d. w. G.

Bucranium	
Malapterurus	Malapterurus
Steinbeil	Steinbeil
Malapterurus	Malapterurus
Gepard	Gepard
Elefantenrüssel	Elefantenrüssel
Steinbeil	Steinbeil
Bucranium	

Ob dieser Kopf einem Manne oder einem Weibe angehören soll, muss ich unentschieden lassen. Es giebt mehrere, auch künstlerisch sehr bedeutende Köpfe ähnlicher Art (die meisten aber ohne Plinthe), bei denen es einstweilen noch unmöglich scheint, sie auf ihr Geschlecht hin zu bestimmen.

Fragen wir uns nun, wozu alle diese grossen Köpfe wohl gedient haben mögen, so können einige wenige sicher als richtige Por-

träts in unserem Sinne des Wortes aufgefasst werden, für die grosse Mehrzahl aber, also für etwa rund 100 von ihnen, halte ich eine solche Auffassung für unmöglich. Dass sie als Ständer für Zähne oder als Masken gedient haben könnten, ist schon oben zurückgewiesen worden.

Nun giebt es zwei Photographien, eine von R. K. Granville, die andere von unserem Landsmann Erdmann, beide 1897 in Benin selbst aufgenommen, die eine Art Altar zeigen, auf dessen Stufen ganze Reihen ähnlicher Köpfe stehen. H. Ling-Roth, der die Granvillesche Photographie kürzlich [1]) in einer nicht sehr genauen Federzeichnung reproduzierte, beschreibt sie als aus Eisen gegossen und mit dem Blut der Menschenopfer bespritzt. Ich habe schon oben erwähnt, dass Herr Ling-Roth in diesem Zusammenhang immer Erz meint, wenn er Eisen sagt, aber in diesem Falle ist sein Fehler sogar ein doppelter. Wenn er seine Photographie etwas besser angesehen hätte, so würde er wohl erkannt haben, dass die Köpfe, die auf diesen Stufen stehen, überhaupt gar nicht von derselben Art sind, wie jene vielen erzenen, die er so gut kennt, wenn er sie auch stets aus Gusseisen bestehen lässt. Jene Köpfe sind nämlich aus Holz, nur teilweise mit dünnem Kupfer- oder Messingblech beschlagen und gehören dem unendlich rohen Stil und wohl auch ihrer Technik nach einer sehr viel späteren Zeit an, als die grosse Mehrzahl unserer erzenen Köpfe. Man kann gerne glauben, dass solche erbärmliche Holzköpfe 1897 noch irgendwie zu Kultverrichtungen benützt wurden, aber wir wissen nicht, welcher Art eigentlich diese Kultverrichtungen von 1897 waren, und noch viel weniger können wir uns aus den spärlichen und unklaren Berichten des 17. Jahrhunderts ein irgendwie sicheres Bild ihrer Bedeutung für den Kult machen. Nur dass sie mit dem Totenkult zusammenhängen, dürfte als ziemlich sicher gelten.

Nicht als Thatsache, sondern, wenigstens zunächst, nur als Vermutung möchte ich hier mitteilen, dass diese Köpfe, das heisst die grosse Menge der mehr handwerksmässig hergestellten Stücke als Ersatz für wirkliche Köpfe von Lebenden, also als Ersatz für Menschenopfer anzusprechen sein dürften. Diese Ansicht ausführlich zu begründen, muss ich mir für eine spätere Gelegenheit vorbehalten. Ich verweise hier nur auf eine Tafel bei De Bry, auf der in sehr ungeschickten Reproduktionen eine Anzahl von Köpfen von Männern und Frauen aus Benin abgebildet sind, wie gesagt wird, nach dem Leben und um die Haartracht zu zeigen. Es unterliegt für mich aber nicht dem allergeringsten Zweifel, dass der ungenannte Reisende, der die ursprüngliche Vorlage zu dieser Tafel gezeichnet hat, nicht Köpfe von Lebenden, sondern eben unsere erzenen Köpfe gesehen hatte

[1]) Intern. Arch. f. Ethnographie XI, 1898, S. 236.

und darstellen wollte; seine ursprüngliche Erklärung ging verloren, seine Skizzen wurden mehrfach umgezeichnet und sind uns schliesslich in dieser ganz ungeschickten Art überliefert, in der wir sie bei De Bry finden.

Sehen wir nun aber einige Blätter weiter in demselben alten Bande eine andere Tafel, auf der ein Grab abgebildet ist, von Pfählen umgeben, auf denen menschliche Köpfe stecken, so liegt es in der That sehr nahe, auch diese Köpfe nicht für wirkliche, d. i. abge-

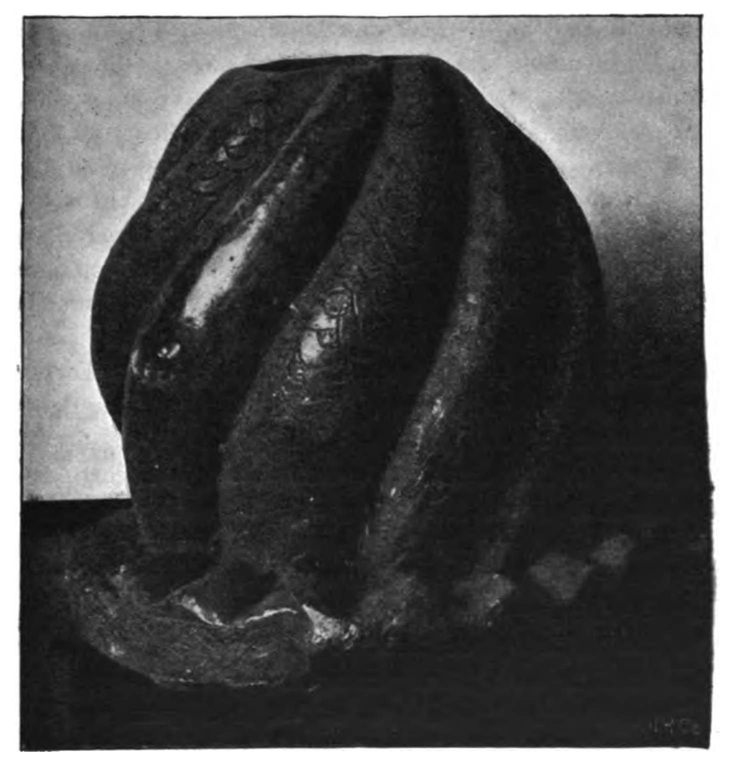


Abb. 65. Turbanartiger Gegenstand 363. ²/₅ d. w. G.

schnittene, sondern für gegossene zu halten. Damit wäre dann aber die Möglichkeit gegeben, überhaupt die grosse Masse unserer Benin-Köpfe einfach als Surrogat für Menschenopfer zu betrachten und anzunehmen, dass man sie auf Pfähle gesteckt bei dem Grabe des Königs aufstellte zu einer Zeit, als man die früher üblich gewesene Hinschlachtung seiner Frauen und seiner Würdenträger als für die Beteiligten lästig und als nicht mehr ganz unumgänglich notwendig empfand.

In diesem Sinne möchte ich auch das höchst eigenartige, turbanähnliche Gebilde 363, das zu den merkwürdigsten Seltenheiten der

Karl Knorrschen Sammlung gehört, mit dem Totenkult in Beziehung bringen. Es ist aus Erz, mit der Plinthe 20,5 cm hoch und besteht, wie die Abb. 65 zeigt, aus gewundenen Wülsten, von denen immer abwechselnd einer glatt, der andere mit schuppenartigen Blättern in gepunzter Technik verziert ist. Die Plinthe ist nicht eine flache Scheibe, wie bei den Köpfen, sondern hat die Form eines allerdings nicht sehr hohen Cylinders; ihre obere Fläche ist gewulstet, die Mantelfläche mit einem gepunzten Flechtband verziert. Oben auf der Höhe des »Turban« befindet sich, ähnlich wie bei den Köpfen, ein kreisrundes Loch von etwa 55 mm Durchmesser. Ohne wesentliche Bedeutung, nur durch Materialmangel beim Guss bedingt, ist ein Defekt an der Plinthe, der auf unserer Abbildung rechts sichtbar wird.

Die Analogie dieses Stückes mit den Köpfen, die durch den ganzen Habitus und besonders auch durch das grosse kreisrunde Loch am oberen Ende sich auch dem flüchtigen Beschauer aufdrängt, wird durch ein ähnliches Stück der Berliner Sammlung noch bedeutungsvoller. Dieses hat nämlich eine ganz flache, scheibenförmige Plinthe, genau wie die Köpfe. Ich halte es daher für sicher, dass diese Stücke thatsächlich Turbane vorstellen und dass sie ursprünglich als Ersatz für den abgeschnittenen Kopf eines Turbanträgers, also wohl eines Mohammedaners, auf dem Grabe eines Benin-Königs aufgestellt waren[1]).

Würde also ein derartiger Zusammenhang zwischen den Köpfen und den turbanähnlichen Stücken grosse Wahrscheinlichkeit für sich haben, so bliebe schliesslich noch immer die Frage zu erledigen, was eigentlich das bei diesen und jenen fast[2]) niemals fehlende grosse Loch in der Scheitelgegend zu bedeuten habe. Noch scheint es nicht möglich, eine befriedigende Antwort auf diese Frage zu finden. Dass dieses Loch nicht etwa bloss gusstechnische Bedeutung hat, scheint schon daraus hervorzugehen, dass es fast stets ganz parallel mit der Grundfläche orientiert ist. Ausserdem finden wir es in ganz gleicher Weise auch bei den aus Holz geschnitzten Köpfen! Bei diesen ist übrigens in die Rückwand stets eine tiefe Rinne eingelassen, die erst in der Scheitelgegend überbrückt ist und so in das Loch übergeht. Dieser Befund ist kaum anders zu deuten, als dass die Holzköpfe ursprünglich auf einem Pfahl befestigt waren und dass dieser Pfahl noch über den Scheitel hinausragte. Natürlich würden dann auch

[1]) Eine Art von Analogie hiefür könnte in der in vielen mohammedanischen Ländern geübten Sitte zu finden sein, das Grab eines Mannes durch eine Stele mit einem Turban, das einer Frau durch eine Stele mit einem Fess zu bezeichnen.

[2]) Dieses Loch fehlt nur bei drei Köpfen, welche zugleich die schönsten und wahrscheinlich auch ältesten unter allen sind und als zweifellose Porträtköpfe überhaupt nicht in die grosse Reihe der übrigen gehören.

die auf der oben erwähnten Photographie abgebildeten Köpfe auf den Stufen nicht mehr an ihrer ursprünglichen Stelle stehen, sondern vorher auch auf Pfählen um ein Grab gestanden haben, ähnlich, wie das auch für die aus Erz gegossenen Köpfe angenommen werden könnte.

Eine andere Möglichkeit, das Loch in der Scheitelgegend zu erklären, würde in der Annahme liegen, dass man derartige Köpfe ursprünglich aus dem dicken Wurzelende eines Elefantenzahnes hergestellt hätte. Dann würde sich das obere Loch ganz von selbst verstehen und überhaupt gar nicht zu vermeiden gewesen sein. Nun könnte man sich vorstellen, dass man das einmal vorhandene Loch beibehalten habe, auch nachdem man solche Köpfe nicht mehr aus Elfenbein schnitzte, sondern gelernt hatte, sie in Erz zu giessen[1]). Thatsächlich giebt es zwei Elfenbeinköpfe dieser Art (davon einen, den besseren, im Berliner Museum), welche ungefähr dem in Fig. 63 abgebildeten Kopfe gleichen und mit ihm selbst in kleinen Einzelheiten übereinstimmen und sogar auch links zwei Zöpfe haben und rechts nur einen. Sie dürften mit unseren erzenen Köpfen etwa gleichalterig sein, aber gar nichts würde uns hindern, anzunehmen, dass es auch schon lange vor diesen solche Köpfe aus Elfenbein gegeben habe. Dann würde aber in der That das Loch in der Scheitelgegend auch der erzenen Köpfe in recht befriedigender Art erklärt sein.

Im Anhange an die Beschreibung der menschlichen Köpfe sei hier noch der grosse Schlangenkopf 332 erwähnt, der hier Fig. 66 und 67 abgebildet ist. Etwa 50 cm lang und 40 cm breit, ist er schon durch seine Grösse bemerkenswert und gehört auch durch seine sorgfältige Arbeit zu den wichtigsten und schönsten Stücken der Knorrschen Sammlung. Ähnliche Köpfe sind verhältnismässig selten; nur das Berliner Museum besitzt ihrer vier, im ganzen sind mir neun bekannt geworden. Sie gehören sicher zu den grossen »erzenen« Schlangen, die David van Nyendaal schon 1701 gesehen und bewundert hat. Wie es scheint, sind die zu den Köpfen gehörigen Leiber bisher noch nicht aufgefunden worden. In Berlin und in London befinden sich aber alte Bildwerke, auf denen solche Schlangen mit dem Kopf nach unten von einem Turme herabhängen. Ihre Länge ist etwa 10- bis 15mal so gross als ihre Kopfbreite, was mit der Angabe Nyendaals, der die Schlangen 30 Fuss lang sein lässt, nicht recht gut übereinstimmt, immerhin wird man ihre wirk-

---

[1]) Analogien hiefür liessen sich zahlreich beibringen. Ich erinnere hier beispielsweise nur an den Fall, dass die Telamonen der monoxylen Kopfbänke von Finschhafen bei den auf Rotan-Füssen ruhenden Kopfbänken von Berlinhafen beibehalten werden aber als tektonisch wertlose Anhängsel in der Luft schweben. Vgl. darüber meine »Beiträge z. Völkerk. d. Deutschen Schutzgebiete«, Berlin, Reimer, 1897, S. 69.

liche Länge wohl auf mindestens 5 bis 8 m veranschlagen können. Dass so ungeheuer grosse Stücke auf einmal gegossen wurden, werden wir trotz aller Hochachtung vor den technischen Leistungen der Benin-Leute kaum annehmen dürfen. Wahrscheinlich waren die Leiber aus mehreren Stücken zusammengesetzt — wenn sie überhaupt wirklich aus Erz waren. Jedenfalls sieht man an den Köpfen stets mehrere grosse viereckige Löcher, welche offenbar irgendwie die Ver-

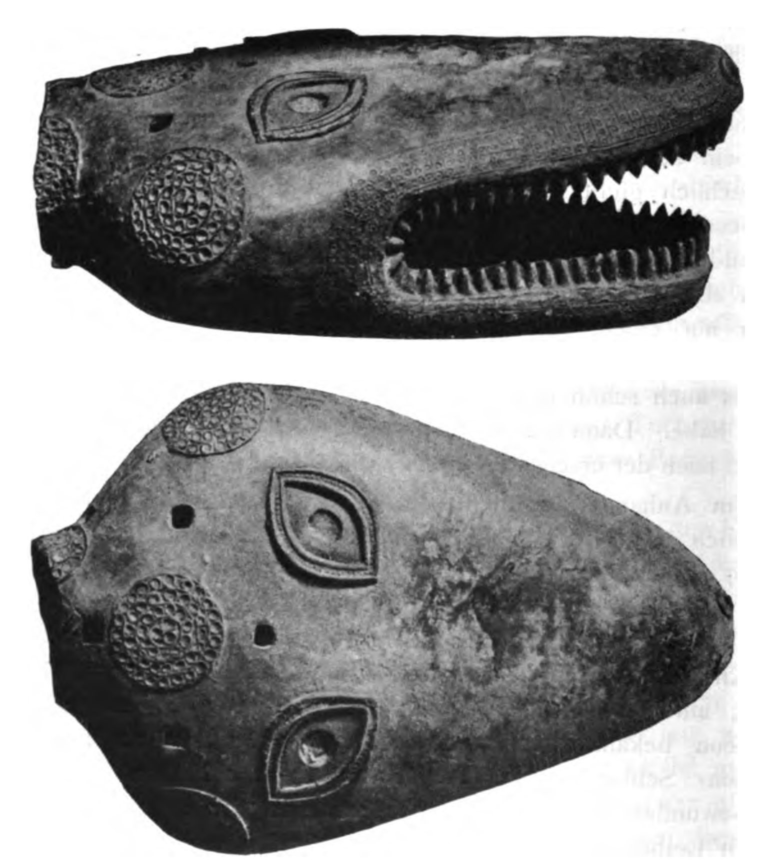


Abb. 66 u. 67. Kopf eines Python 332; von der Seite und von oben gesehen. Etwa $^1/_6$ d. w. G.

bindung mit den Leibern sichern halfen. Rings um die Mundspalte sind vier Reihen kleiner Schuppen angedeutet; am Hinterkopfe sind die dunklen Flecke eines Python durch grosse, reich verzierte Scheiben dargestellt. Der ganze Rachen ist oben und unten mit kleinen kegelförmigen Zähnen besetzt. Bei mehreren Köpfen, nicht bei dem Stuttgarter, ist eine lange, vorne stumpfe Zunge erhalten, die in dem offenen Rachen sichtbar ist, aber über die Zahnreihen nicht vorragt.

L. Rundfiguren.

Rundgegossene Figuren sind in Benin verhältnismässig sehr selten gewesen. Allein nur die Berliner Sammlung besitzt jetzt eine grössere Anzahl von ihnen, darunter mehrere von ansehnlicher Grösse und ausgezeichneter Schönheit, sowie auch ganze Gruppen, die geradezu denkmalartig auf einem Sockel angeordnet sind. Zu einer solchen Gruppe gehört als Hauptfigur meist der König; er ist von zwei Begleitern gestützt und hat ausserdem eine Reihe von kleineren Leuten hinter sich stehen.





Abb. 68 u. 69. Runde Figur 6; von vorn und von der Seite gesehen. $^1/_2$ d. w. G.

Die beiden Fig. 6 u. 7 der Karl Knorrschen Sammlung scheinen von einer solchen Gruppe zu stammen, ebenso eine dritte, ganz gleichartige mit einem Trommler, die in das Berliner Museum gelangt ist. Die drei Figuren haben auch das untereinander gemein, dass sie alle noch die ursprüngliche Gusshaut zeigen und abweichend von der grossen Mehrzahl der anderen Benin-Kunstwerke keine Spur von Ziselierung zeigen. Man darf wohl annehmen, dass die Gruppe, zu der sie gehörten, irgendwie im Gusse verunglückt war und deshalb nicht ziseliert wurde, vielleicht auch sogar zum Einschmelzen bestimmt war.

Die eine dieser Figuren, 6, vgl. Abb. 68 u. 69, hält in der Rechten anscheinend ein Antilopenhorn, in der Linken einen nicht deutlich zu erkennenden Gegenstand, vielleicht ein Gefäss. Um den Hals liegt eine grosse Schnur mit Perlen, um die Ober- und Vorderarme je ein Armband mit einem grossen Knoten. Der unregelmässige Auswuchs, den die Abb. 69 in der Gegend des Hinterhauptes zeigt, ist einer jener Gussfehler, die sonst beim Ziselieren entfernt werden.

Ganz ähnlich ist die zweite kleine Figur, 7, vgl. Abb. 70 u. 71. Sie hat auch die gleichen vier geknoteten Armbänder, ähnliche Haar-





Abb. 70 u. 71. Runde Figur 7, einen Rinderkopf haltend. 1/2 d. w. G.

tracht und denselben Hüftschurz. Im Gusse etwas besser gelungen, zeigt sie auch mehr Detail, so dass die Tätowierung mit den drei Narbenstreifen über jeder Augenbrauengegend und die typischen langen Streifen auf dem Oberkörper deutlich sichtbar sind. Die leicht nach vorne gestreckten Hände halten etwas, was wie ein Kopf eines Rindes oder einer Antilope aussieht, wahrscheinlich eine jener zierlichen Büchsen aus Elfenbein oder Holz, die in der Form eines Antilopenkopfes geschnitzt sind und mit zu den schönsten Stücken unter den Benin-Altertümern der Berliner Sammlung gehören.

Den Schluss der ganzen Reihe bildet eine grosse Figur, 8179, Abb. 72 Taf. XII, die sehr viel roher und kindlicher ist, als alles andere, was wir sonst aus der guten Zeit von Benin kennen. Wahrscheinlich ist sie

jünger als die meisten anderen Stücke, aber Technik, Tätowierung und auch manches in der stilistischen Behandlung, so die ganz nach dem Schema ʗɔ Y gebildeten Ohren lassen noch ein Festhalten an alten Überlieferungen erkennen.

Besonders auffallend und an älteren Stücken aus Benin, soweit mir bekannt ist, sonst nicht zu beobachten, ist die nach vorne gerichtete Haltung der Handflächen, wie man sie anderswo als die eines Adoranten bezeichnen würde. Hände und Füsse sind übrigens ganz besonders roh und sorglos gebildet. Der Oberkörper ist nackt und zeigt die typischen fünf Tätowierungslinien, die Hüften bedeckt ein Schurz mit schuppenartig gepunzter Verzierung. An beiden Oberarmen werden breite Bänder getragen, an denen, vielleicht als Amulett, ein Gegenstand befestigt ist, den man wohl für ein ganz kleines Fläschchen aus einem Kürbis halten könnte, wie ähnliche noch heute, z. B. in Togo, vielfach getragen werden. Von der Scheitelhöhe bis zur Mitte der Stirne hängt eine kleine Schlange herab. Auf der Scheitelhöhe selbst befindet sich ein kreisrundes Loch, genau wie bei den grossen Köpfen, aber nur etwa 3 cm im Durchmesser. Die ganze Figur ist hohl, aber sehr dickwandig und darum sehr schwer.

Ausser dem Stuttgarter giebt es noch drei andere, nahezu völlig gleichartige Stücke, eines in Berlin, eines in Köln und eines in England (W. D. Webster), so dass dieselbe Figur in vier Repliken vorhanden ist. Auf einigen derselben erkennt man neben der Aussenseite der Füsse rechts und links noch ein langgestrecktes Krokodil. Zweck und Bedeutung dieser Figuren sind noch unbekannt; einstweilen sind sie uns hauptsächlich als Zeugen für den allmählichen Verfall der Benin-Kunst merkwürdig.

So haben wir also in der Karl Knorrschen Sammlung eine ausgezeichnete Reihe typischer Benin-Stücke vor uns, in der fast alle wichtigeren Typen in meist vorzüglicher Weise vertreten sind. Der Gönner, der sie dem heimischen Museum in so selbstloser Art als Geschenk überwies, hat sich damit selbst ein würdiges Denkmal gestiftet, dauernd und unvergänglich, wie die erzenen Bildwerke selbst, die uns jetzt einen so merkwürdigen und lange vermissten Einblick in das afrikanische Getriebe vergangener Jahrhunderte gewähren und noch für lange Zeit hinaus eine wichtige Quelle der Erkenntnis und Belehrung bilden werden.

Verzeichnis der beschriebenen Stücke mit Angabe der Nummern und der Grössenverhältnisse.

Alte Nummer.	Inventar-Nummer Stuttgart	Nummer der Abbildung.	Höhe. cm.	Breite. cm.	Falz.
6	—	67, 68	16	—	—
7	—[1]	69, 70	15	—	—
18	5362	47, 49	200	—	—
20	5361	48, 50 51, 52	144	—	—
26	5360	53, 54 55, 56	175	—	—
45	5363	35	49	30	vorhanden
49	5364	21	52.5	30	vorhanden
50	5397	11, 12	53	30	vorhanden
55	5365	14	43	29 (+ 1)	vorhanden
61	5398	16	48	30	vorhanden
74	5366	1	42.5	30	vorhanden
82	5399	3	50	30	—
83	5367	32	43	30	vorhanden
87	5368	27	45	20	—
94	5400	30	43	16.5	—
96	5369	29	45	19	—
104	5370	38	50	16	—
118	5401	9	42 + x	30	vorhanden
119	5402	2	45	19	—
121	5371	34	48	30	vorhanden
141	5372	8	44	39	—
153	5403	7	47	24 + x	—
158	5373	58, 59	56 36 o. Zipfel	Plinthe 33 im Dm.	—
164	5374	46	—	—	—
170	5375	15	27 + x	18	—
175	5376	26	26 + x	22 + x	vorhanden
177	5377	39	37 + x	30	vorhanden
178	5378	44	34 + x	23 + x	vorhanden
182	5379	60, 61	54	Plinthe 32 u. 33,5 i. Dm.	—

[1]) Die beiden Figuren befinden sich im Privatbesitz des Herrn Komm.-Rat Karl Knorr.

Alte Nummer.	Inventar-Nummer Stuttgart.	Nummer der Abbildung.	Höhe cm.	Breite. cm.	Falz.
185	5404	33	42 + x	31	vorhanden
188	5405	20	48	29 (+ 1)	vorhanden
190	5406	36	46	18	—
192	5380	31	31	39 + x	vorhanden
202	5381	45	29 + x	17 × 2 = 34!	vorhanden
274	5382	17	32.5	19.5	—
275	5407	10	30 + x	20	—
284	5383	19	41 + x	29	vorhanden
287	5384	43	17	42	—
289	5385	28	41 + x	19	—
291	5386	24	37 + x	21	—
295	5387	4	32 + x	15 + x	—
304	5388	41	16 + x	22 + x	vorhanden
310 + 225	5389	22	37 + x	18 + x	—
318	5408	13	29 + x	25 + x	—
321	5390	23	40 + x	30	—
324	5391	42	17	41 + x	—
327	5392	37	49.5	16 + x	vorhanden
332	5409	66, 67	—	—	—
333	5410	63, 64	41	Plinthe 33 i. Dm.	—
339	5339	18	36 + x	17	—
349	5394	25	35 + x	19 + x	—
353	5411	40	40 + x	17	—
363	5395	65	20.5	—	—
8179	5396	72	—	—	—

Tafel I.



Abb. 1. Platte 74 mit einem Europäer, der eine Manilla hält. Etwa 3/8 d. w. G.



Abb. 7. Platte 153 mit gepanzertem Krieger. Etwa 2/5 d. w. G.



Abb. 10. Platte 275, Neger mit Ärmeljacke und reichverziertem Schurz.



Abb. 14. Platte 55. Mann mit Tuthorn. Etwa $^1/_3$ d. w. G.

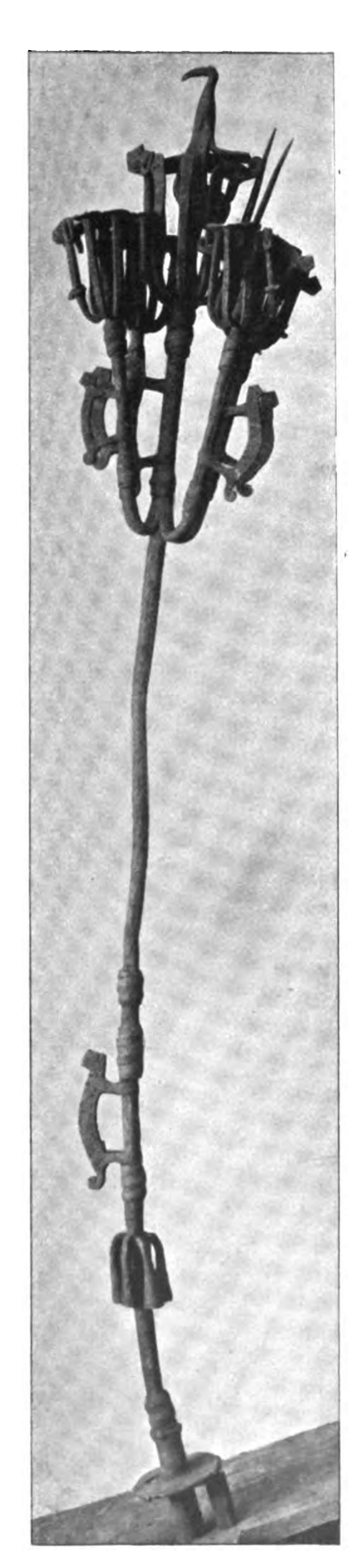


Abb. 47. »Fetischbaum« 18.
Etwa 1/9 d. w. G.



Abb. 48. »Fetischbaum« 20.
Etwa 1/6 d. w. G.



Abb. 49. Krone des in Fig. 47 abgebildeten Baumes 18. Etwa 1/3 d. w. G.



Abb. 52. Krone des Fig. 48 abgebildeten Baumes 20. Etwa 1/3 d. w. G.

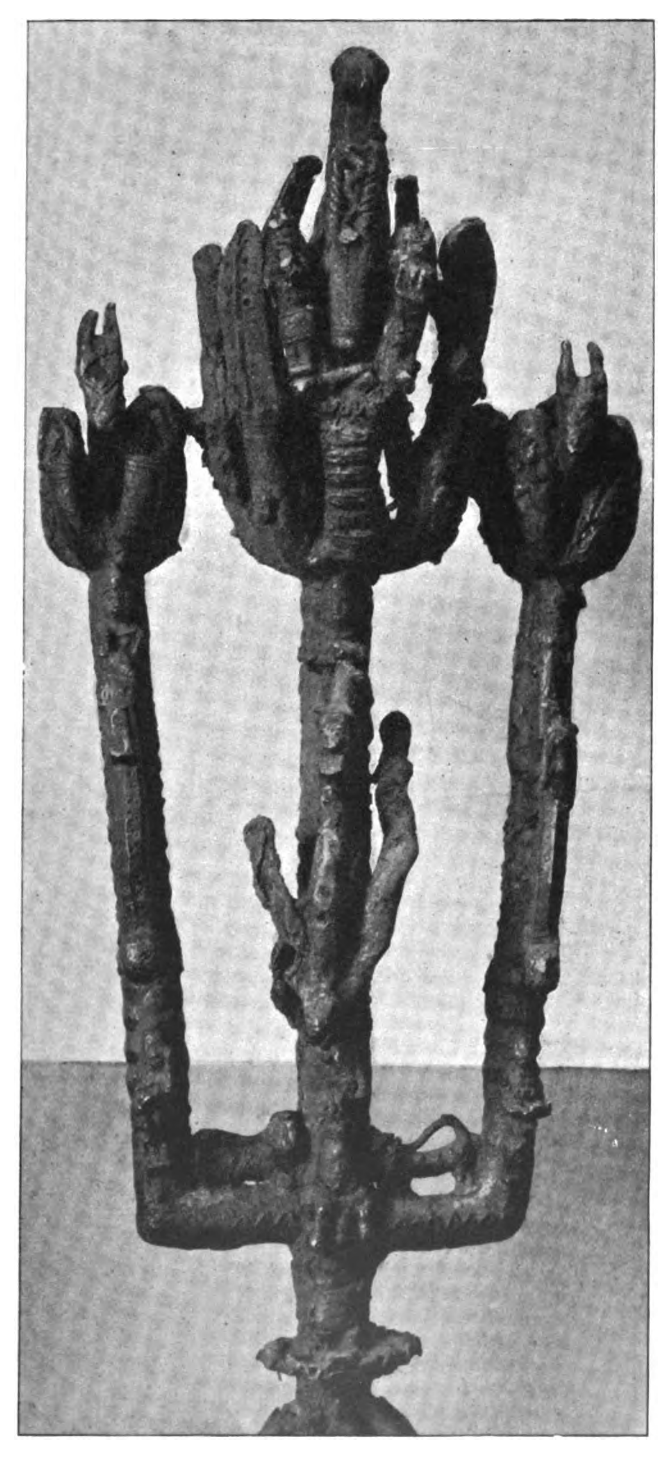


Abb. 53. Oberer Teil des »Fetischbaumes« 26; von vorne gesehen.
Etwa 1/4 d. w. G.

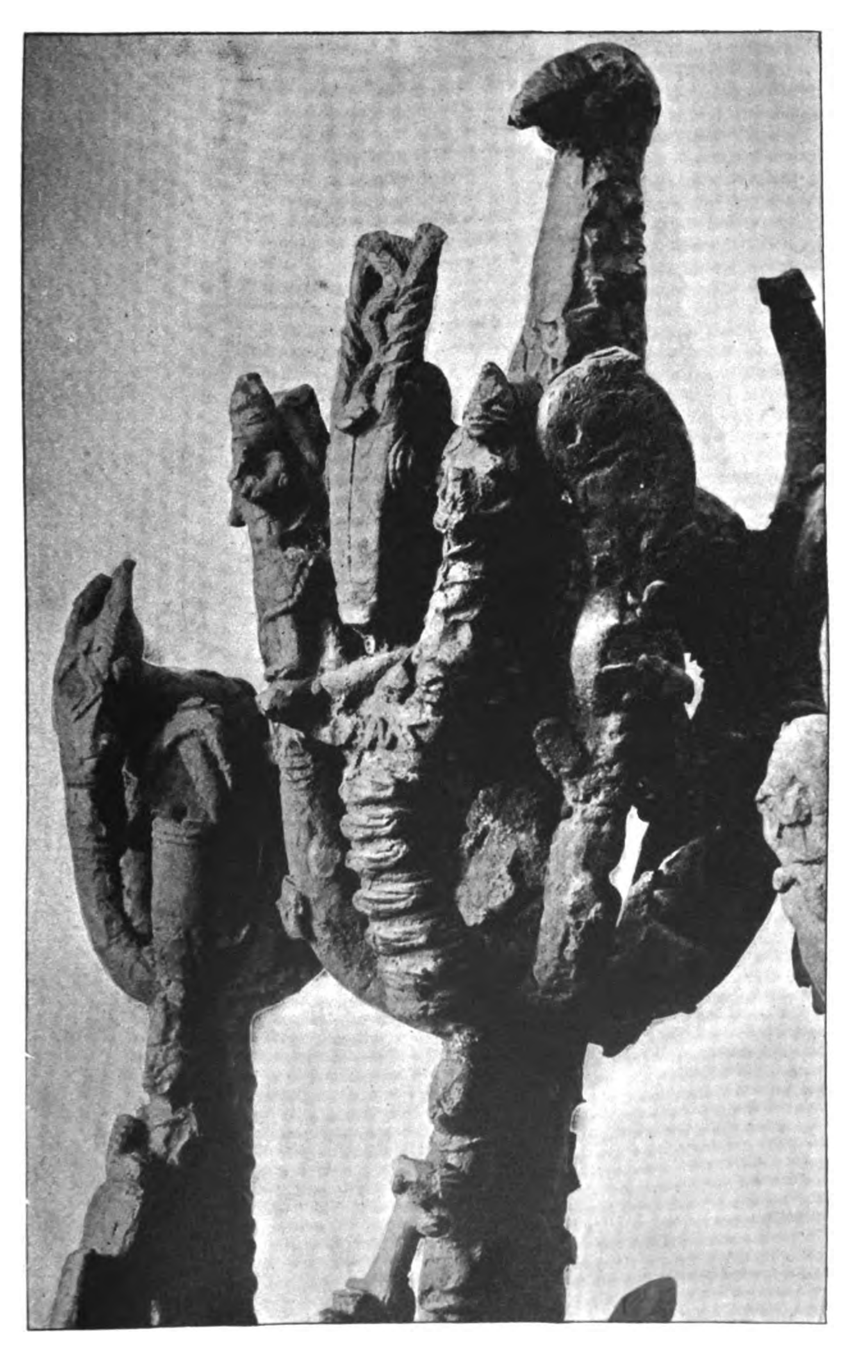


Abb. 54. Oberster Teil des »Fetischbaumes« 26; von der Seite gesehen. Etwa 1/2 d. w. G.



Abb. 55.
Oberer Teil des »Fetischbaumes« 26; von hinten gesehen.
Etwa 1/4 d. w. G.

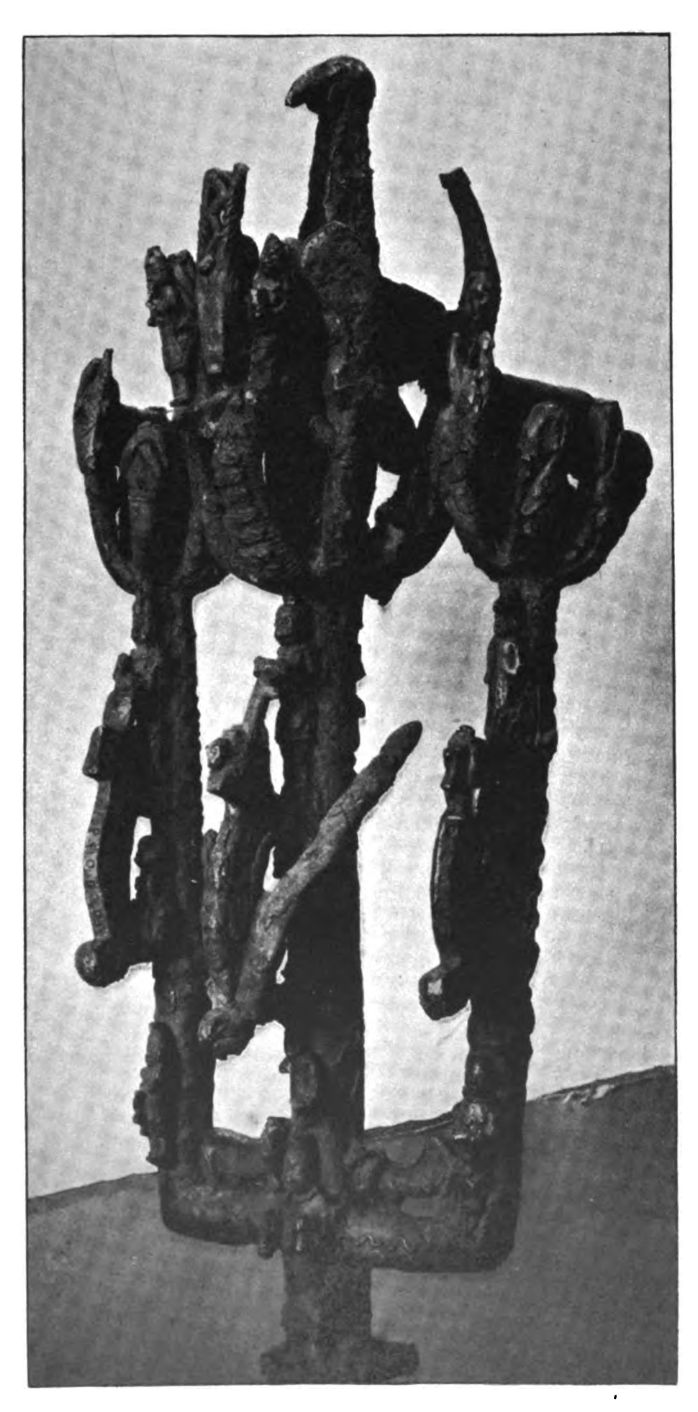


Abb. 56.
Oberer Teil des »Fetischbaumes« 26; schräg von vorne gesehen.
Etwa $^1/_4$ d. w. G.

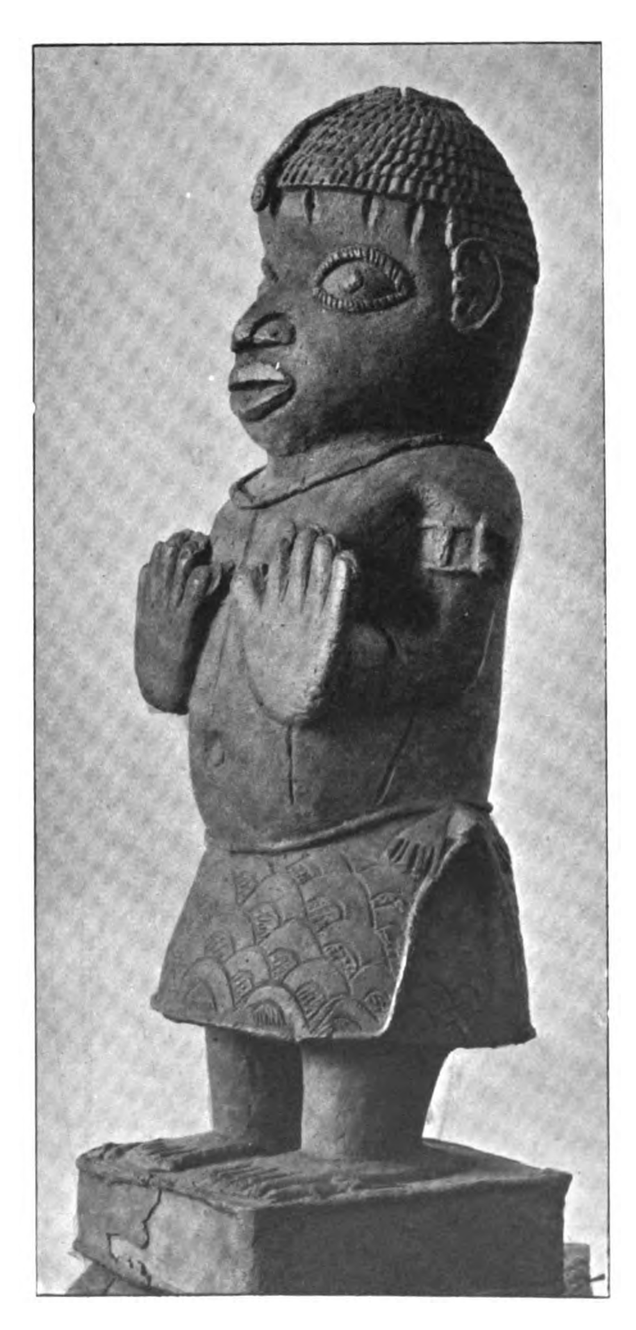
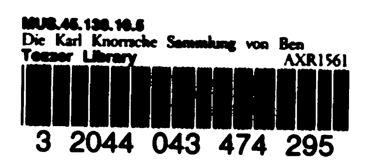


Abb. 72. Runde Figur, 8179,
anscheinend jünger als die meisten übrigen Benin-Stücke.
Etwa 1/3 d. w. G.


MUS.45.138.10.5
Die Karl Knorrsche Sammlung von Ben
Tenzer Library
AXR1561
3 2044 043 474 295



